Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **15 (1937-1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 2 — Mai 1937

Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.–

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Es war einmal ein schönes Land inmitten Europas, das hatte eine Hotellerie. Es gab deswegen Berge dort, Flüsse und Seen und ozonreiche Wälder, und auf den Wiesen weidete das Rindvieh, und an dem allen weideten sich die Fremden. Die kamen von weither: von England, Holland und Amerika. Etliche kamen auch aus Berlin. Man spürte es an diesem und jenem und insbesondere am Akzent; denn der war IA und deutlich. Sie alle kamen für teures Geld, und darum illuminierte man die Wasserfälle und spielte zum Tanze auf. Wenn die Alpen glühten, zog der Portier die Handorgel und sang Heimwehlieder, und die Skilehrer zeigten den Engländerinnen den Stemmbogen und die Natur, und manchmal war es umgekehrt. Sie taten es aus Liebe. Zum Geld natürlich, versteht sich, zum ausländischen. Es war eine große Leidenschaft weit und breit, von Bellenz bis zum Piz Palü. Später kam die Krise über den Ozean; die Fahnen auf dem Palace und dem Eden schlotterten auf Halbmast, und die Fenster schauten trübsinnig und blind in den Werktag; denn der Pengö blieb zuhause und auch der Dollar und die Reichsmark. Nur der Franken hielt die Treue, und er kam zum Teil aus Bern. Es war ein runder währschafter Franken mit der Frau Helvetia darauf, und trotz seines schlichten Gewändleins fand er wieder Eingang zu den feinsten Luxuskästen: der Franken wurde salonfähig erklärt bis — ja, bis zum September sozusagen, bis die Fremden wieder einzogen und es aus war mit der Saison morte. Bis die Gebirgspromenaden Kurfürstendämme wurden und Mürren und Wengen ein englisches Dominium. Bis die Smiths und Schulzes und Weills wieder in Scharen kamen. — Da wurde dem armen Schweizer Fränklein die Türe gewiesen, daß es hinging nach Alassio und ins Vorarlbergische und sich auf eine bieder leichtfertige Weise verklopfte.

*

„Einem Antrag des Rektorates im Namen des Senatsausschusses auf Durchführung eines Fackelzuges zu Ehren des vor hundert Jahren (19. Februar 1837) verstorbenen Georg Büchner begegneten wir mit Skepsis. Eine Rundfrage in den philosophischen Fakultäten zeigte uns, daß die Begeisterung für eine solche Feier bei unseren Studenten viel zu klein war. Der Gedanke wurde dann auch von höchster Stelle fallen gelassen und mit Recht, denn an besagtem Februarabend regnete es in Strömen."

(Aus dem Bericht des KStR., Wintersemester 1936/37.)

Und mit Recht; denn am besagten Februarabend regnete es in Strömen! — Da haben wir es: Wenn die großen Männer schon einen Fackelzug für sich in Anspruch nehmen wollen, so sollen sie sich bitte bemühen, daß die Feier bei guten Witterungsverhältnissen stattfinden kann. Für eine große Idee mag man am Ende noch in den Tod gehen können. Wegen eines großen Menschen aber einen Schnupfen oder gar eine Bronchitis — im Februar! — zu holen riskieren, das ist wahrlich viel verlangt.

⁂

„Ich hatte lange gemeint, der Hohn (über eine Niederlage) wäre das Schlimmste. Es gibt aber etwas noch schlimmeres: die boshafte kichernde Schadenfreude, die sich gelegentlich in hämischen redaktionellen Zwischenbemerkungen und Ausrufen Luft macht. Es gibt Stoßgebete und Stoßseufzer. Das sind Stoßrülpser. Auch der übliche Spott über die lügenhaften Schlachtberichte enthält eigentlich eine Überhebung. Wer lügt in den Schlachtberichten? Nicht diese oder jene Nation, sondern jeweilen der Geschlagene. Der Sieger hat es leicht, bei der Wahrheit zu bleiben. Daß aber der Geschlagene klar und deutlich mit lauter Stimme seine Niederlage im ganzen Umfange ankündige, darf man billigerweise nicht fordern. Denn das geht über Menschenkraft. Auch wir, die Spötter, würden es nicht können."

(Carl Spitteler: Unser Schweizer Standpunkt. Vortrag, gehalten in der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14. Dezember 1914. Gedruckt in den „Schriften für Schweizer Art und Kunst".)

⁂

Das Steueramt der Gemeinde Uster hat am 19. April dieses Jahres folgende freundliche Mahnung für die säumigen Steuerzahler im „Anzeiger von Uster" veröffentlicht:

„Immer im April, wenn die sehnlichst erwarteten neuen Steuerzettel in den Besitz ihrer rechtmäßigen Eigentümer gelangt sind, wenn es draußen stürmt, schneit, regnet und dazwischen die Sonne scheint, hat das Steueramt die unangenehme Pflicht, diejenigen Steuerpflichtigen, die ihre letztjährigen Steuern noch nicht bezahlt haben, zu mahnen und zu betreiben. So verlangt es das Gesetz und die Vollziehungsverordnung. Allen in Betracht fallenden Pflichtigen machen wir die freundliche Mitteilung, daß dieser Zeitpunkt wieder da ist, und daß die Mahnungen immer noch den gleichen unfreundlichen Text aufweisen. Wer nicht will, daß ihm der Briefträger eine solche ins Haus bringt, oder daß ihm gar der Betreibungsbeamte einen Besuch abstattet, der ziehe raschestens seinen Steuerzettel aus der Schublade hervor und zahle den schuldigen Betrag bei uns ein. Daß auf Steuerbeträgen, die zu spät entrichtet werden, Verzugszinsen zu bezahlen sind, ist eine selbstverständliche gesetzliche Pflicht; sich darüber aufzuregen oder auch noch zu schimpfen, ist deshalb ein unnützes Ding."

Die Poeten liegen nicht immer bäuchlings unter dem Holunder und blinzeln in die Sonne und das Gutwettergewölk, und auch im Kaffeehaus trifft man sie selten. Wenn sie dichten, tun sie es verschämt und nicht in Versen. Aber manchmal küßt sie auch die Muse im Amt, und es braucht nicht ausgerechnet Mai zu sein und was geschrieben wird nicht ausgerechnet Rilke. Ihnen jedoch, lieber Steuerbeamter, — wenn dies nur immer ein Pleonasmus wäre! — sprechen wir unsern herzlichen Dank für die liebenswürdige Mahnung aus und bleiben mit freundlichen Grüßen Ihre pünktlichen Steuerzahler.

HOMINIBUS BONAE VOLUNTATIS...

Manche, die meinen Artikel in der Januarnummer des „Zürcher Student" „Et in terra pax" gelesen hatten, fragten

mich mit einigem Spott in ihrer Stimme, wo ich den Nachsatz hätte. Denn in der lateinischen Bibel heißt es nun einmal nach jenem Titel: „den Menschen, die guten Willens sind". Und so dachten einige, die das Erste hörten, auch ans Zweite. Begreiflich.

Vielleicht war es nicht ganz falsch von mir, anzunehmen, daß der erste Teil trotz unsrer Wirklichkeit, die ihm ins Gesicht schlägt, weniger phrasenhaft tönt als der zweite. Wenn ich nun also über diesen Artikel das zweite Wort geschrieben habe, so wird man zum Schluß kommen, ich hätte wohl ganz zu den Phrasendreschern hinübergesattelt. Traurig.

Trotzdem würde ich, wenn ich einen Sohn hätte, diesem empfehlen, in seinem Morgengebet zu sagen: Erlöse uns von den Phrasen! Vielleicht käme dieses Gebet noch manchem zugut. — Man könnte auch sagen: Erlöse uns von den Maibäumen! Denn man hängt heute alle Fetische und kleinen Kobolde an solche, weil sie so elastisch und tragfähig sind. Phrasen und Kriegsflaggen.

In meinem Neujahrsartikel habe ich nicht mehr und nicht weniger sagen wollen, als daß jedes wie immer gemeinte Reden „vom kommenden Kriege" diesen — direkt oder indirekt — bejahe. Drum besser wär's, wenn nichts entstünde, sagt Mephisto. Ich will bescheidener sein: Drum besser wär' es, wenn man schwiege. — Wahrlich, mit den Menschen, die guten Willens sind, ist heute nichts mehr anzufangen. Der Weltkrieg bewies es schon. Die Verdunkelung beweist es noch fast besser.

Denn nicht wahr, wenn mit jenen Menschen — von denen man heute sagt, sie hätten einen Wahn gehabt — etwas anzufangen wäre, dann müßte man nicht verdunkeln, indem dann weder plötzlich Bomben aus der Höhe fielen noch eine Maginot-Linie gebaut worden wäre? Indem dann niemand mit Giftgasen in die Höhe stiege und niemand Frankreich siegreich schlagen wollte. Ja, es würde dann nicht einmal so schrecklich eilen, den bolschewistischen Menschheitsfeind auszurotten.

Aber die größere Ketzerei und dennoch Wahrheit: Man hätte dann auch nicht die schönen Phrasen nötig, daß man „für den Frieden rüste", daß „die beste Sicherung des Friedens die

totale Wehrbereitschaft" sei und daß „ein wehrloser (gemeint ist natürlich: ein von materiellen Waffen entblößter) Staat die größte Gefahr für den Frieden" sei. Das sind herrliche Phrasen, und daß man sie nötig hat, daran soll die „übersteigerte Geisteserziehung" vor dem Weltkrieg schuld sein! Das scheint mir denn doch einer Halluzination nahezukommen. Wie reimt sich denn das zusammen: Geschöpfe Gottes beschäftigen sich mit der Übererziehung (ich muß mich vor Wortspielen hüten) des Geistes, und dann fangen sie miteinander Krieg an! Möge Gott keine solchen Geschöpfe geschaffen haben.

Wir sollten uns doch zuallererst bewußt werden, w o m i t wir uns eigentlich abgefunden haben, um — uns schließlich dermaßen verdunkeln zu lassen, wie wir es heute in Gottes Namen sind. Haben wir uns mit der Rüstung des Nachbarn abgefunden? Gewiß, aber das sagt im Grunde nicht viel. Wir haben nun zum Kriege, der ja schon längst da ist und nicht erst irgendwo in der Luft schwebt, Stellung genommen. Sachlich und vernünftig. Wir haben den Maschinengewehren mit Maschinengewehren und den Tanks mit Tanks geantwortet. Und als Gott sah, daß es gut war, läuteten wir die Glocken.

Hätte ich mich nicht selbst auslachen müssen, wenn ich — wie Kommilitone Weinmann mich interpretiert hat — hätte das Rezept geben wollen, mit nackter Brust sich an der Grenze dem erstbesten Gasangriff entgegenzuwerfen? Heute läßt sich wirklich nicht mehr über den Krieg grinsen. Denn er grinst schon längst über uns. Heute ist jener Humor längst verflüchtigt, mit dem man einst hätte den Anfängen wehren können. Wohlverstanden: den Anfängen! — Wenn Bomben fallen, lacht man nicht mehr. Aber daß es zu den Bomben kam, darüber muß man lachen — wenn man nicht vergessen hat, daß wir einst vermeinten, mit dem Geist zu kämpfen. D i e s e Tatsache ist nicht zum Lachen.

Gewiß reden die Rüstungen eine sehr reale Sprache. Eine viel realere, als einst die Pazifisten in aller Welt redeten. Aber daß wir uns mit dieser Gestalt der Realität abgefunden haben, das ist das Traurige. An der theologischen Fakultät drüben geschieht das Seltsame, daß man immer noch von Gott als einer Realität spricht. Und es ist das Bedenkliche,

Dies academicus 1937: Festzug der Korporationen. Photo-Haab, Zürich.

Dies academicus 1937: Festzug der Korporationen. Phot. Kurt Stadlin, Zürich.

daß Gott nur noch eine . . . tät ist. Wäre er nicht Eine, sondern Einer, dann müßte man das einander nicht vorsagen.

Nun, die Tatsache der Tanks und Bombenflugzeuge muß man sich nicht erst vorsagen. Sie sind handgreiflich. Man sieht sie auch in den Wochenschauen. Schon seit Jahren. Und das Lästerliche ist, daß man einander dazu erzieht, sie ernst zu nehmen. Daß man dem nichts entgegenzusetzen hatte.

Und doch hätte man dem — o Luftschloß der Sphärenmusik! — die Erziehung des Geistes entgegensetzen müssen. Aber es geht in Gottes Namen nicht beides nebeneinander her: die Erziehung zu den Kampfgasen und die Erziehung zum Menschen. Die eine negiert die andere. Und wir haben uns längst damit abgefunden, daß die erste die zweite negiert hat. Da ist nichts mehr zu machen. Da hilft alle Übertünchung mit „Wehrhaftigkeit", „Selbstschutz" u. dgl. nichts.

Das mag kraß tönen. Aber es ist nicht krasser als die Lüge, mit der man die Wirklichkeit zu umgeben und zu verhüllen versucht. Wir wollten die Hülle wegnehmen. Und das kann am Ende nicht gefährlicher sein als die sehr gewagte Behauptung des Kommilitonen Weinmann, daß der „Geist nur Mittel zum Zweck" sei. Habe ich auch recht gelesen?

Wir haben nicht nur zugeschaut, wie der Nachbar wieder rüstete, sondern wir haben gleich unsre Sorge vor seiner künftigen Stärke vorweggenommen. Aber daß das waffenstrotzende Volk ein starkes Volk sei, dieser Weihrauch ist eine Selbstbeohrfeigung. Das ist ein wesentlicher Fortschritt in der Verdunkelung.

Der Krieg ist ein Gespenst, und wenn er uns nicht mit irgendwelchen Aussichten und Gewinnen zu blenden vermöchte, wozu denn führten wir sonst wieder Krieg? Einzig um des Blinde-Kuh-Spielens willen? (Ich rede hier nicht von den Schweizern, sondern von den Menschen überhaupt.) Und daß er noch größere als eine schon bestehende Not bedeutete, bedarf keiner Diskussion. Er ist — warum muß man auch so abgebrauchte, verachtete Ausdrücke immer wieder hervorholen! (und gemeint ist der Krieg zwischen europäischen Völkern auf europäischem Boden) — das Ende Europas.

Ich bin nicht zu den Propheten gegangen, wenn ich das

sage. Ich sage damit nichts Neues. Aber ich möchte das dabei hervorheben, daß auch wir lieben Schweizer von diesem Gespenst geblendet sind. Nicht daß wir mit einem Male einem unsrer lieben Nachbarn den Krieg erklären wollten. Wir haben ja, weil wir so viel besser sind als andere Leute, „Jahrhunderte hindurch der ganzen Welt den Frieden erklärt!" Daraufhin könnten wir uns eigentlich hinlegen und, stolz über die gute Tat, zu unsrer Seele sagen: Nun sei ruhig, liebes Vaterland. Abrahams Schoß erwartet dich ja.

Es scheint ein gefährliches Unternehmen gewesen zu sein, vorzuschlagen, daß man einem „auch den Frieden e r k l ä r e n müßte". Da hat man sich also gleich hungrig darauf gestürzt und glücklich strahlend festgestellt: das ist der fette Braten, den wir suchten! — Kennen wir denn den Frieden, den man erklären könnte? Haben wir wirklich diesen erklärt?

Was wir — ich meine wieder alle Menschen — Frieden nennen, ist identisch mit Waffenstillstand. Wir meinen nur das Negative, die Negation des Krieges, wenn's hochkommt. Gewöhnlich aber verstehen wir darunter den Zustand, das Interregnum zwischen zwei Kriegen. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Immer war vorher ein Krieg, und mit gespiegelter Folgerichtigkeit schließen wir daraus, daß auch nachher einer sein müsse. Warum, weiß niemand. Ist es ein Naturgesetz? Eine Fata morgana? Durchaus nicht, nur Logik. Die Logik des Satans vielleicht.

Was aber wäre der Friede als Position? Das weiß niemand. Vielleicht die bona voluntas? Vielleicht Liebe — etwa zum Fernsten? . . . Eigenartig: man sagt so oft, der Haß sei unglückliche oder umgekehrte Liebe. Man geht aber entschieden zu weit, wenn man definiert, die Liebe sei das Gegenteil von Haß. Sie ist eben nicht n u r das. Wer Liebe empfindet, der empfindet nicht nur „keinen Haß" — nämlich zu jenem Menschen, den er liebt . . ., sondern darüber hinaus etwas unendlich Positives, Unbezweifeltes, etwas über alle Vorzeichen Erhabenes. Es ist auch nicht nur Gemeinschaft. Denn wenn einer erklärt, er ginge für den Geliebten durchs Feuer oder er möchte ihn vom Tode erretten, dann würde er dieses auch tun, ohne seine Gemeinschaft zu haben.

Das soll nicht nur ein Bild sein, sondern eine Parallele. — Denn müßte es sich mit dem Frieden nicht ähnlich verhalten wie mit dem Lieben? Wie gesagt, wir kennen den Frieden nur als Gegenteil von etwas, als Zwischenzustand. Wie, wenn wir ihn als etwas so Mächtiges und Beglückendes wie ein Liebesbewußtsein erkennen würden?

Und doch wäre es falsch, den Frieden mit Liebe zu identifizieren. Wir wollen unsrer Sprache zutrauen, daß sie mit zwei Begriffen auch zwei verschiedene Wesen meine. Also hätten wir weiter nach der Definition zu suchen. Doch wir können sie nicht geben. Wir wollen uns nichts vormachen. Wir könnten nur Hinweise geben. Entweder definiert man Frieden als eine Summe von schönen Tugenden und guten Werken oder als einen Inbegriff von . . . (Wovon, das wollen wir nicht erörtern!) Gewiß ist das alles ungenügend. Denn nur mit Additionen gewinnt man keine neuen Begriffe.

Etwas Eigentümliches über den Frieden sagte jener Mann, um dessentwillen das Neue Testament geschrieben ist. Er sagte: Frieden verwerfe ich euch. (Meistens kennt man das Wort zwar unter: Frieden „lasse" ich euch. Aber das gibt weder den griechischen Wortlaut wieder, noch hat es überhaupt einen Sinn in der ganzen Rede.) Und fuhr fort: M e i n e n Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt — usw., womit er doch zum mindesten ein abschätzendes Urteil über den so genannten Frieden der Menschen ausspricht. Der Sinn jener Worte kann wohl nur sein, daß er (der sich Menschensohn nannte) das gar nicht Frieden nennen wollte, was die Menschen Frieden nennen, und daß er dem etwas Neues, Unbekanntes entgegenzusetzen hatte, was allein verdiente, Friede genannt zu werden. Wenn er damit recht hatte?

Wie schade, daß wir nicht die Menschen sind, zu denen jene gewaltigen Worte geredet wurden. Oder ist das auch eine Phrase? **Hugo Mettler.**

DISKUSSION UM DEN DIES ACADEMICUS.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Stimmen, die zum Umzug der Korporationen am Dies academicus Stellung nehmen. Begeisterte Zustimmung (besonders dann auch auf der Seite

der Damenwelt, die mit Blumen in den Händen Spalier steht) und grundlegende Ablehnung (besonders aus Kreisen der Arbeiterschaft) wechseln in bunter Reihenfolge.

Man könnte nun auf dem Standpunkt stehen, daß der alljährliche Studentenumzug eben nur eine einzige Demonstration der Studentenschaft und besonders der inkorporierten Studentenschaft darstelle. Dann ließe man wohl am besten die Diskussion ruhen und freute sich heute schon wieder auf die duftenden Blumen, die jauchzenden Lieder und die eitel trippelnden Rosse an den Kutschen.

Weite Kreise aber betrachten den Umzug als unwillkürlicher Ausbruch der studentischen Geisteswelt, wie sie den Studenten als Lebensform beseelt und ihn eben zum Studenten stempelt. Aus diesem Grunde auch wollen wir heute in aller Kürze ein Wort zur Diskussion beitragen.

In der „Front" vom 4. Mai 1937 vernehmen wir unter dem Titel „Darf der Student abseits stehen?" Meinungsäußerungen von drei Einsendern, die sich alle mit dem Cortège befassen. Wir lassen nun die u. E. strengsten Sätze folgen.

Ein Arbeiter schreibt:

... Was mir an dem Umzug auffiel, war, daß die Studenten eigentlich gar keinen so schneidigen Eindruck machten, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es war eher ein gemütlicher Bummel. Manche saßen in einem zwei- oder vierspännigen Wagen und sahen etwas hochmütig oder besser gesagt, gelangweilt aus. In einer Kutsche saß sogar nur ein einzelner. Das war dann schon eher komisch. Mir kam der ganze Aufzug etwas merkwürdig vor, denn ich sagte mir: das sind doch nun diejenigen, die später einmal als Doktoren oder so im Lande etwas zu sagen haben, warum lassen sie sich so aufgeputzt in den Straßen herumfahren, während doch sonst alle arbeiten müssen? Ich muß sagen, daß dieser Umzug eher provozierend wirkte. Jedenfalls hatte ich das Gefühl: Aha, das sind nun die Besseren, die Herrensöhnchen, die mit dem Geld ihres Vaters vornehm tun und dann meinen, daß sie damit über unsereinem stehen. Ich glaube aber, daß die Zeit, um so aufzutreten, vorbei ist. Schließlich sind wir Arbeiter auch nicht auf den Kopf gefallen, wenn wir auch nicht in einer Kutsche fahren und studieren können. Ich glaube, daß

diese Studenten viel zu wenig das Leben und die Not des Volkes kennen. Wenn sie aber später einmal im Lande etwas sagen wollen, dann dürfen sie sich nicht so stolz am Volke vorbei fahren lassen, sondern sie müssen sich unter das Volk mischen. Nur so kann es zu einem gegenseitigen Verständnis kommen, und das scheint mir heute notwendiger als je zu sein.

Ein Auslandschweizer schreibt:

... Ich muß gestehen, daß mich der Umzug etwas b e f r e m d e t e. Vielleicht kommt es daher, daß ich seit langem in einem Lande lebe, in welchem die junge Generation, besonders die studentische Jugend, sich aktiv an der großen Umwälzung der letzten Jahre beteiligt und mit kämpferischem Einsatz um eine neue Lebensform ringt. Von einem solchen Geist spürte ich in der Schweiz recht wenig, und was ich am Umzug der Korporationen sah, war nicht geeignet, mich eines anderen zu belehren. Mit einem Wort: Diese Jugend machte mir einen blasierten, beinahe lahmen Eindruck. Ich erschrak etwas, denn ich hatte mir vorgestellt, an dem Umzug die Elite der jungen Generation zu sehen, diszipliniert, energisch, mit aufrechtem Gang und klarem Blick. Statt dessen war es ein ziemlich ungeordneter Aufzug, bei dem jeder gerade so ging, wie es ihm paßte, und die Chargierten wirkten recht unzeitgemäß. Es scheint mir überhaupt, daß in der schweizerischen Studentenschaft nicht mehr der rechte Geist herrsche. Vielleicht messe ich allerdings nicht mit dem richtigen Maßstab. Aber nach meiner Ansicht muß in einem rechten Studenten ein Stück Revolutionär stecken; was ich in Zürich sah, war leider gerade das Gegenteil davon.

Die dritte Meinung:

... Eigentlich sollte man meinen, daß gerade die Studenten mit revolutionärem Elan in den Kampf der Geister hineinstürzen und darin eine entscheidende Rolle spielen sollten; aber das ist keineswegs der Fall, wo immer wir auch hinblicken. In den meisten Fällen steht der Student dem politischen Geschehen überhaupt teilnahmslos gegenüber, oder dann — und das ist beinahe noch beunruhigender — gibt er sich einer weichlichen, manchmal fast schwärmerischen Haltung hin, die für die Zukunft unseres Volkes nichts Gutes ahnen läßt. Nicht umsonst finden wir den schweizerischen Studenten heute so häufig in

der Oxfordbewegung. Jedenfalls ist er nur allzuoft dort zu finden, wo jede kämpferische Haltung von vorneherein verpönt und eine pazifistische Humanitätsduselei an der Tagesordnung ist. Welch ein Unterschied zu der studentischen Haltung im vergangenen Jahrhundert!

... Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß das ein sehr gefährlicher Zustand ist. Indifferenz in weltanschaulichen Fragen muß auf die Dauer gerade dort tödlich wirken, wo die Weltanschauung das tragende Fundament alles Tun und Handelns sein sollte. Wir verlangen vom Studenten keineswegs Abgeklärtheit. Aber wir wünschen ihm mehr Mut und Einsatzfreudigkeit, eine viel intensivere Auseinandersetzung mit den Problemen der Gegenwart und insbesondere einen gehörigen Schuß revolutionärer Gesinnung, denn nur dann kann er der Aufgabe gerecht werden, welche ihm von der Volksgemeinschaft zugewiesen worden ist.

Unsere Ansicht.

Die vorstehenden Gedanken, so scharf und herb sie bisweilen klingen mögen, scheinen uns einer ehrlichen Auseinandersetzung durchaus wert zu sein, handelt es sich doch um eine Frage, die uns in unserem ureigensten Lebensbezirk trifft und hoffentlich auch aufrüttelt. Die Stimmen, die wir der „Front" entnommen haben, könnten mühelos erweitert werden.

Großen und weiten Kreisen Zürichs will der Umzug der Korporationen in seiner heutigen Form nicht mehr in den Kopf hinein. Zwei Auffassungen kämpfen hier gegeneinander, wie der Dies academicus auch zwischen zwei großen Zürcheranlässen steht: Sechseläuten und 1. Mai. Nach dem Tag, der dem Gedenken an die Zünfte in ihrer Glanzzeit dienen soll, mit bunten Bildern und Kostümen, mit blumenübersäten Wagen und weitschallender Musik, mit dem Ernst und Scherz des Handwerks in seiner Blüteperiode. Eine geschichtliche Erinnerung soll es sein an jene Jahrhunderte, wo Zürich groß und mächtig wurde und seinen schönsten Aufstieg erlebt hat.

Kaum 14 Tage später marschieren wieder Menschenmassen durch die Straßen unserer Stadt. Mit flatternden Fahnen und mächtigen Transparenten, am 1. Mai. Sie künden nicht von

vergangener Herrlichkeit, sondern von gegenwärtiger Arbeit und Not. Mit großen Buchstaben tragen sie ihre Forderungen durch die Straßen, kämpfen um ihre Zukunft, verteidigen ihren Stand. „Unser Ziel ist Kampf und unser Kampf Eroberung", so tönt's in ihren Liedern und leuchtet's auf manchem Antlitz.

Zwischen diesen beiden Bekenntnissen muß sich der Umzug der Studenten entscheiden. Soll er ein Festanlaß des Gedächtnisses sein, an vergangene Studentenherrlichkeit, an längst entflohene, immer aber wieder neu ersehnte Romantik? Soll er zurückerinnern an jene Zeiten, wo der freie Bursche noch stolz seine Mütze durch die heimeligen und heimlichen Gassen der Universitätsstädte trug, von allen anerkannt und von manchen begrüßt? Oder soll unser Cortège eine Demonstration von Studenten sein, die sich mit heißen Herzen der Gegenwart verpflichtet fühlen? Soll unser Marschieren ein Beweis dessen sein, daß wir, wie unsere jungen Mitbürger aus dem Volke, mit klarem Auge und scharfem Geist die gegenwärtige Zeitlage meistern und an der Zukunftsgestaltung mitformen wollen?

Jahre hindurch dachten wir vielleicht zuviel an die Vergangenheit und wollten uns dem Ernst der Wirklichkeit nicht erschliessen. Wie wäre es, wenn unser Umzug einmal zum wuchtigen Aufmarsch der Studenten in Band und Mütze würde, zur kraftvollen Demonstration jener Studenten, die unträumerisch und wirklichkeitsnah dem Lebensschicksal die Stirne bieten? Wäre ein solcher Versuch nicht des Einsatzes eines modernen Burschentums wert? —

Über die geistige Lage der Studentenschaft in einem zweiten Teil.

Alexander Bannwart, jur.

KUNSTFÜHRUNG FÜR STUDENTEN.

Freitag, den 28. Mai, 18 Uhr c. t., findet in der Graphischen Sammlung der E.T.H. wiederum eine Führung für Studierende statt. — Die gegenwärtige Ausstellung zeigt uns „Österreichische Griffelkunst des 19. und 20. Jahrhunderts" aus den überaus reichen Beständen der österreichischen staatlichen Sammlung Albertina und steht unter dem Ehrenpatronat von Bundesrat Etter und dem österreichischen Bundesminister für Erziehung, Dr. H. Pernter. Prof. Dr.

R. Bernoulli hat sich bereit erklärt, auch für diese Ausstellung eine Führung zu übernehmen, und an uns ist es nun, für diese freundliche Bereitwilligkeit durch zahlreiches Erscheinen zu danken. **T. K.**

DER HERR CHEMIESTUDENT.

„An ihren Fingern sollt Ihr sie erkennen", oder: „Chirologie im Lichte der modernen Farbentheorie" . . ., wenigstens für die Herren Chemiestudenten der mittleren Semester gilt dies. Der Sauberkeitsbegriff erfährt in diesem Stadium einen ganz eigentümlichen Wechsel; doch darüber später, denn bekanntlich fängt man seine Geschichte vorne an — damit die holde Weiblichkeit grad weiß, wo sie nachschlagen muß, um das Ende zu erfahren.

Mit den vorgeschriebenen heiligen Schauern betritt der neugebackene Chemiestudent den nach staatlichem Bodenöl riechenden Arbeitssaal. Flasche an Flasche und Fläschchen an Fläschchen glotzen und schielen von den Wänden und Tischgestellen auf den neuen Wissensdurstigen hinunter, leere Schränke weisen ihm seine erste Aufgabe. Und so schleppt er Tag für Tag heran, was ihm ein vorderhand noch geduldiger Assistent empfiehlt und ein vielleicht etwas weniger geduldiger Mann am Schalter liefert. Aber schon nach den ersten vierzehn Tagen beschleicht ihn das bestimmte Gefühl, es gehe nicht recht vorwärts (trotzdem ihm bereits die schönsten Salmiaknebel gelingen, so daß seine Nachbarn fluchtartig die Gegend verlassen), in einem Monat wird ihm dieses Gefühl zur Gewißheit — nach einem Jahre vielleicht erkennt er erschüttert, daß es im Chemielabor nicht nur eine geschickte Hand und Nase, sondern noch viel mehr Geduld braucht; Geduld, um zu warten, bis das Wasser im Kochtopf zu sieden geruht, Geduld, bis die entgegen der Vorschrift etwas trübe geratene Flüssigkeit geruht hat, sich durch ein Filter hindurch zu würgen, damit man nach seinem Kochbuch weiterfahren kann . . ., „man versetzt die nun klare Flüssigkeit mit zwei Volumen . . ."

Aber warte nur, Bürschchen, du wirst noch viel, viel geduldiger werden! Denn nun darfst du vor der Waage sitzen und fakirhaften Blickes einen ewig hin und her pendelnden Zeiger

fixieren, darfst stundenlang deinen Tiegel glühen, ...„man wägt, glüht, wägt wieder, glüht, wägt nochmals usw., bis zur Gewichtskonstanz"... Als besonders genußreich für solche Arbeiten erweist sich das Sommersemester; wenn deine Kollegen von der juristischen und noch seligeren Fakultäten im Strandbad liegen und du am heißen, blauen Sommernachmittag bei geschlossenen Fenstern und Türen im Waagenzimmer brütest — nach deiner Meinung eine ausgekocht tierquälerische Angelegenheit, nach Ansicht des rot und blau eingerahmten Anschlages an der Wand aber eine überaus ersprießliche Maßnahme zur Hebung der Genauigkeit deiner Wägung und zur Schonung der Waagen!

So werden die Vorlesungen, die du im ersten Semester als eine ärgerliche Unterbrechung deiner anfänglich interessanten Labortätigkeit empfunden hast, in den nächsten Semestern zur mehr oder weniger angenehmen Abwechslung. Doch, ein neues Übel wuchtet heran: Das Damoklesschwert der ersten Prüfung senkt sich aus ozongeschwängerten Schicksalswolken über dein junges Haupt herab und glänzt dich höhnisch an. Immer häufiger fühlst du nun mitten im duftigsten Experimente des Schwertes Spitze deinen zarten Scheitel kitzeln, und während du diesen durch sanftes Krauen beruhigst — platzt auch schon ein Unglück dazwischen; und mit Schaufel und Angstschweiß wischest du die Scherben deiner nach Tarif bezahlten Gläser zusammen.

Aber mit der ersten Prüfung ist auch das Eis gebrochen; „man" beginnt als richtiger Chemiker aufzutauen. Und das heißt in diesem Falle ungefähr folgendes: Hast du deinen Labormantel vielleicht alle vierzehn Tage zum Waschen gegeben, so tust du das jetzt nur noch jedes Semester einmal. Bist du aber ganz besonders erfüllt von der Einzigkeit deines Studiums, so trägst du deinen Mantel nun so lange, bis er konfettiartig in Fetzlein zerflittert. Hast du bisher zum Besuch der Vorlesungen gebildeterweise deinen Arbeitsmantel mit dem Rocke vertauscht, so lässest du das nunmehr natürlich bleiben; noch wirkungsvoller bringst du dich in diesem Aufzug in der Unibar und der Polybar zur Geltung, wenn immer möglich während einer Vorlesungspause. Solltest du schon gar zur Darstellung

von Farbstoffen vorgeschritten sein, so sorge ja dafür, daß die Spuren dieser Tätigkeit besonders deutlich und diabolisch angeordnet auf deinem Arbeitsmantel zur Geltung kommen. Vom simplen Orange II über dämonisches Malachitgrün bis zum geisterhaften Methylenblau hat alles darauf Platz. Gebrauch von Gummihandschuhen ist in diesem Stadium durchaus zu verwerfen — achte peinlichst darauf, daß deine Finger nur mit möglichst gut haftenden und nur langsam ausbleichenden Farben geschmückt werden; ein fahlgrüner Farbton zum Beispiel ist besonders zu empfehlen — an deinen Fingern soll man dich erkennen.

Organische Analysen, physikalische Chemie und vor allem die neuerdings aufziehenden Prüfungswolken bringen den Chemiker im status nascendi wieder auf das ursprüngliche Geleise. Er arbeitet wieder sauber und fühlt sich in seinem dreckigen Labormantel durchaus nicht mehr so kannibalisch wohl wie bisher. Manch einer bekommt vor lauter Prüfungsangst einen Laborkomplex und hält es in den mit den einschmeichelndsten Gerüchlein angefüllten Hexenküchen einfach nicht mehr aus; dieweil auch gegenteilige Exemplare vorkommen, denen das Formelbild nur mit ausgiebiger Unterstützung durch Geruchs- und Geschmacksnerven in den Kopf diffundieren will.

Mit der Überwindung der zweiten Prüfungsklippen mausert sich der Studiosus in das Stadium eines cand. chem. „Himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt" gilt auch hier wie bei jeder andern Fakultät. Nach Meinung der andern aber hat es der Chemiker doch besser. Denn wenn auch alle Ausgänge aus dem Dissertationslabyrinth mit Brettern vernagelt erscheinen, so kann er sich doch jederzeit ins Labor flüchten, und wär's auch nur — um etwas Alkohol hin und her zu destillieren. Aber noch etwas hat der cand. chem. den Andern voraus: Das überaus beruhigende Gefühl nämlich, daß seine Dissertation praktisch ja doch von niemandem gelesen wird; vom Laien nicht, weil es da nichts zu verstehen gibt, und vom Fachmann nicht, weil der ein positives Resultat in der Regel bereits auf anderm Wege erfahren hat. Und da fällt mir gleich noch eine weitere „Annehmlichkeit" ein: Sintemalen in der chemischen Wissenschaft eine wilde Publikationswut herrscht, darf der Herr Kandidat

bestimmt damit rechnen, im Laufe der Semester mindestens einen Teil seiner Arbeit von andrer Seite ausgeführt und veröffentlicht zu sehen!

Mit dem Doktorhut auf dem Kopf beginnt für den ehemaligen stud. chem. ein neues Kapitel, dem selbst ein eingefleischter Zürcher ehrlicherweise die Überschrift zuerkennen muß: „Der Wettlauf nach Basel!" Doch darüber vielleicht ein andermal . . . **Fridli.**

RUNDFRAGE.

Die Serenaden sind zu einer Eigenart der Studentenschaft geworden, daß sie sich aus ihr kaum mehr wegdenken lassen. Die Wirkung und die Stimmung kann nur der studentische Rahmen geben, und obschon auch andere Körperschaften daran dachten, in ihrem Rahmen eine Serenade durchzuführen, so ist es bis heute noch keiner einzigen gelungen, dieses Gut der Studentenschaft zu verallgemeinern.

Dies hat Kommilitone Jean Bruhin veranlaßt, eine kleine Rundfrage an die Kommilitonen der verschiedenen Fakultäten zu richten. Der Schriftleitung sind bis zu Redaktionsschluß folgende Antworten auf die Frage „Was bedeutet mir die Serenade?" zugesandt worden:

Walter Bösch: Serenade ist tatsächlich die einzige Form, in der ich Konzertmusik ohne Beschwerden aufnehmen kann. Der stimmungsvolle, romantische Rahmen und die daraus entspringende ungezwungene Festfreude läßt mir, obschon ich vom musikalischen Teil blutwenig verstehe, jede Serenade zum unvergeßlichen, echt studentischen Erlebnis werden.

Vreni Bay: In Zürich gibt es bestimmt nicht zu wenig gute Konzerte. Aber daß ein so gutes Quartett unter freiem Himmel Serenaden spielt, und daß das Publikum so zahlreich und so jung ist, das ist selten und schön.

E. Künzli: Etwas kaum in Worte Faßbares; denn die Wirkung der Serenade liegt im Irrationalen, im Gefühl. Am ehesten ist sie mir das Erleben einer Harmonie von Kunst und Natur, von Musik und Geschichte in der Gemeinschaft der akademischen Jugend.

Frida Lisibach: Wir leben bekanntlich in Zeiten, und an Zeiten kann man nichts ändern. Heute wie gestern ist die Ebbe im Studentenportemonnaie gute, ja beste Tradition. Es gibt Fälle, zugegeben, in denen nicht genug berechnet werden kann, ob Geld ausgegeben

werden darf oder nicht. Anderseits weiß jeder, daß Sparsamkeit eine Tugend und wie alle Tugenden entsetzlich unbequem ist. Zwar ist Neujahr längst vorbei — der eine und andere gute Vorsatz ist der Ausrede „Ja, wenn ich gewußt hätte ..." zum Opfer gefallen. Wenn die Serenaden wieder kommen — Sie werden den Versuchungen trotzen; denn diesmal sind sie etwas mehr als sonst. Sie sind in den Dienst der Kuppler gestellt.

Emil Baldinger: Da ich kein Konversationslexikon besitze, bin ich außerstande, mich gebildet zu gebärden — mir bleibt nichts anderes übrig, als Ihnen die nackte Wahrheit zu sagen! Vielleicht nehmen Sie vorsichtshalber Platz, bevor Sie es mich verschämt gestehen lassen: Ich war überhaupt noch nie an einer Serenade, wenngleich die Zahl meiner Semester zweistellig zu werden beginnt. Mag ja sein, daß nur Ihre gute Erziehung Sie daran hindert, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, aber es ist tatsächlich so! Nicht daß für mich der Serenadenbesuch ohne jede positive Seite wäre: er ist — so scheint mir — endlich ein Ding von einwandfreier zeitlicher und materieller Dringlichkeit, und nichts kann einen daran hindern, diesen Sommer auch ohne die Phrase „Was lange währt, wird endlich gut" den Anschluß ganz bestimmt nicht zu verpassen.

K. J. Cerati: Haben Sie schon in die Räume unserer Konzerthäuser und Theater hineingesehen? Da wimmelt es an Decken und Wänden von vergoldeten und gedrechselten Girlanden, Engelsfiguren und anderen Verzierungen, die man Verunzierungen zu nennen geneigt ist. Man mußte die Beobachtung machen, daß das Durchschnittsalter der Konzertbesucher stets höher wird, und mit Grund wird eine „Vergreisung" unseres Konzertlebens beklagt; in der Tat: es ist zum Teil überlebt. Bekannte Konzertgesellschaften und Orchester sind nicht nur der zu oft beklagten „Krise" wegen in ihrem Bestehen bedroht, auch die Interesselosigkeit des Publikums spielt — in bildlichem Sinne — mit.

Die Serenaden sind etwas Neues, sind etwas für die Jungen. Sie sind romantisch, aber es ist eben echte Romantik. Hier wird die Musik wieder weit mehr zum inneren Erlebnis als in Sälen, in denen allzu oft fast mehr leere als besetzte Plätze den Besucher peinlicher berühren als ihn die Künstler erfreuen.

Karl Fischer: Serenaden? Ja, und nochmals ja! Ein festliches Erlebnis sind sie mir, in dem der eintönige Werkeltag kräftig untertaucht, um als fahrender Scholar emporzusteigen. Mit ihm, dem heitern Musicus wird nun geplaudert: so werden sie mir noch obendrein ein Stück erlebtes Studium, die Abendständchen.

NB. Ich bin Germanist; doch wird der gleiche Dienst dem Phil.-einer jeglicher „Observanz" gewährt ...

LIEBE AUF DER UNIVERSITÄT.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Als sie mit achtzehn Jahren auf die Universität kam, traf sie zum ersten Mal mit der Männerwelt zusammen. Ihre Lehrer waren bisher Frauen gewesen. Einen Bruder hatte sie nicht, Flirt war damals bei ihr in der Provinz noch nicht bekannt, und daß man seinen eigenen Typ haben müsse, hatte ihr noch kein Mensch gesagt.

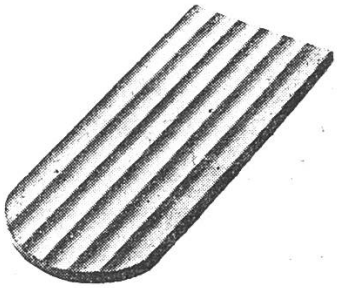
So verliebte sie sich in der ersten Botanik-Vorlesung in den ersten Burschen, den sie erblickte. In der graugrünen Beleuchtung des Novembertages sah er aus, wie Gottfried Kellers Pineiß in seiner Jugend ausgesehen haben mochte, als er noch nicht Stadthexenmeister war. Rasend interessant. Sie erkundigte sich nach ihm. Interessant war auch sein Treiben. Schlangen, Ottern und anderes Gezücht waren sein Lieblingsverkehr. Er war Biolog. Ein heißer Drang erfüllte sie, zu verstehen, was er triebe. Deshalb wurde für den Monat November die Ausgabe für das Mittagessen gestrichen, geröstete Kastanien traten an seine Stelle. Der so entstandene Geldüberfluß aber wurde in einem Buch angelegt, in Hertwig: Allgemeine Biologie. Bis tief in die Nacht hinein studierte sie täglich. Besonders eifrig war sie an jenen drei Abenden der Woche, an denen sie ihn vorher im Kolleg gesehen hatte. Er sah so überlegen aus, so geheimnisvoll. Ende November hörte sie, wie er zu einem Kollegen sagte: „Du, wer ist denn das Mädel, die schaut ja nach was aus." Dieser frenetische Beifall machte sie überglücklich. Junge Liebe lebt eben von Nichts.

Acht Tage später schien es ihr dringend nötig, eine wissenschaftliche Frage an ihn zu richten, betreffend den Amphioxus lanceolatus. „Na, so was," sagte er, „Sie interessieren sich für Biologie? Das haben Sie doch gar nicht nötig. Sie sind doch so hübsch." — „Aber Sie interessieren sich doch auch dafür?" — „Ach nein," sagte er, „ die Viecher sind mir ganz gleichgiltig, aber ich studiere die Vererbung erworbener Eigenschaften, und da muß ich manchmal so einem Tierchen die Glieder amputieren oder den Schweif abhacken oder die Augen ausstechen. Das ist alles. Übrigens: könnten Sie am Sonntag mit mir zu Bekannten kommen?" — „Danke, nein" sagte sie, ohne sich zu besinnen.

Im Februar, an einem jener Tage, an denen in Wien schon Vorfrühlingsluft weht, erblickte sie in der historischen Vorlesung, die sie nur aus Neugierde besuchte, einen jungen Blonden. Er sprach Wiener Dialekt und war so licht wie ein reifes Weizenfeld. Man sagte ihr, seine Mutter sei eine Schwedin. Sie wurde auf ihn aufmerksam, weil seine blauen Augen einige Mal streng nach ihr geblickt und sich dann jedesmal gelangweilt von ihr abgewandt hatten. Später traf sie ihn einige Male auf dem Gange. Immer hatte

er einen Freund bei sich, mit dem er heftig diskutierte. Sie hörte nur Bruchstücke. „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", „germanische Überlegenheit", „Wickingertum". Und einmal sagte er „Nibelungentreue". Sie hätte gern gewußt, was das alles bedeutete. Deshalb suchte sie die Bekanntschaft einer Kollegin, die sie mit ihm im Gespräch gesehen hatte und erfuhr so den Gegenstand seiner Dissertation. Er beschäftigte sich mit dem Gegenpapst Gelasius II. (1118—1119). Es war doch schändlich, wie sehr man bei ihr in der Schule die Gegenpäpste vernachlässigt hatte! Sie brannte darauf, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Geld hatte sie. Sie hatte es gespart, um Karten für den Wagner-Zyklus zu kaufen, der für den März angesagt war. Es reichte gerade zur Anschaffung von Wattenbachs „Geschichte des römischen Papsttums". Sie begann sich heiß um Gelasius zu bemühen und konnte Harald — so nannte sie bei sich den von fern Bewunderten — nur recht geben. Gelasius war ein bedeutender Mensch. Heinrich V., Gelasius' Feind, wurde auch der ihre. In Gedanken tat sie ihm allen Tort an. Dagegen träumte sie einmal intensiv von einer herrlichen Tiara, die sie dem Gelasius persönlich aufs Haupt setzte. Das war nur das Vorspiel zu etwas, was sich am nächsten Tage ereignete. Beim Verlassen des Hörsaales wurde sie von einer gebietenden Stimme angerufen. Vor ihr stand Harald. „Gehen Sie jetzt fort, Fräulein?" — „Ja, in die Hofbibliothek." — „Darf ich Sie begleiten?" — „Bitte". — In drükkendem Schweigen gingen sie die Schottengasse und Herrengasse entlang. Erst am Michaelerplatz begann er zu sprechen. „Ich habe Sie schon lange beobachtet und muß Sie etwas fragen: warum studieren Sie? Glauben Sie, daß sich das für ein Mädchen schickt? Haben die Frauen im Mittelalter studiert? Und waren da die Menschen nicht besser und glücklicher als heute? Ich muß mich jedesmal ärgern, wenn ich Sie da sitzen sehe. Sie sind zum Studieren viel zu schade. Sie sollten heiraten. Kennen Sie Grillparzer? Von ihm ist das schöne Wort „Das Weib ist glücklich nur an Gattenhand". Sie standen am Josephsplatz. „Jetzt muß ich aber in die Bibliothek", sagte sie eilig. — „Aber Sie haben ja noch gar nicht geantwortet". — „Weil mir nichts einfällt". — „Vielleicht ein andermal? Kann ich Sie wiedersehen?" — „Nein, ich habe zu viel zu arbeiten, ad . . ." Sie wollte „adieu" sagen, besann sich aber noch rechtzeitig darauf, daß er für Verdeutschung der Fremdworte war und sagte: „Leben Sie wohl!"

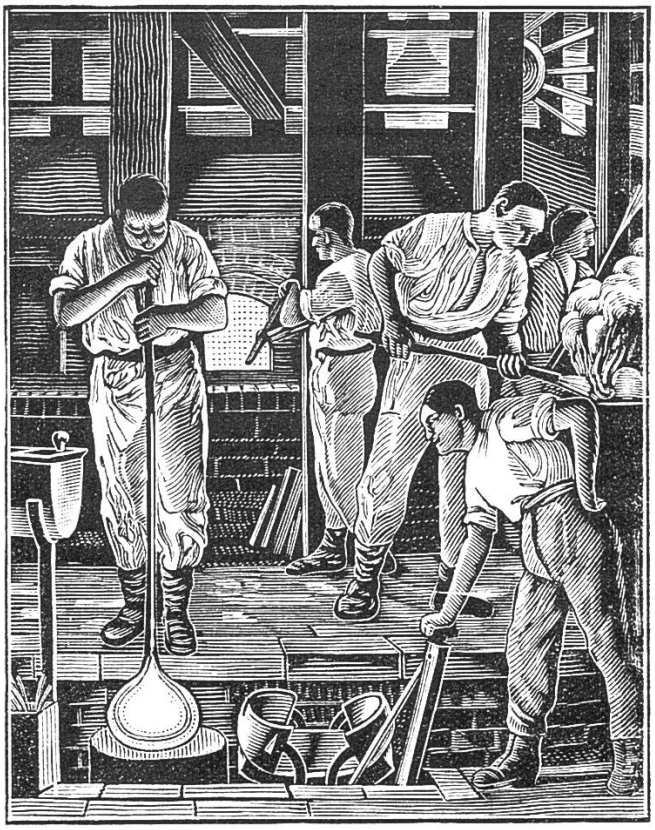
Anfang April traf sie bei ihrer Freundin, der Tochter des Hofrates, an den sie ihr Vater empfohlen hatte, den jungen Nationalökonomen Leonhard. So schneidig, so gewandt war bei ihr zuhause keiner. Seine Krawatte und seine Strümpfe waren dunkelviolett. Nur ein Fremdwort paßte auf ihn: smart. Und reden konnte er wie ein Wasserfall. Sie saß mitten in einem Kreis von jungen Mädchen, die



ZÜRCHER ZIEGELEIEN

A. G. Zürich

Warum die besondere Qualität unserer Produkte?
Weil: 1. Ausgedehnte Lehmlager bester Qualität. 2. Modernste technische Einrichtungen. 3. 70 Jahre Erfahrung.



Hier wird das gute Bülacher Grünglas zu aller Art Gefäßen, wie Glasballons, Bier-, Wein-, Mineralwasser-, Most- u. Einmachflaschen, Konfitürengläser, Säureflaschen usw. verarbeitet. Neben diesem Werkplatz, welcher noch die ursprüngliche Arbeitsmethode der Herstellung von Hand zeigt, stehen moderne Maschinen, die ein Produkt von unübertroffener Qualität liefern. Wenn Sie Flaschen brauchen und vorteilhaft einkaufen wollen, denken Sie an die

Glashütte Bülach
A.-G. in Bülach

Bleiweiß
Zinkweiß
Lithopone
Zementweiß
Rostschutzfarben
Chemische Farben
Lackfarben
Erdfarben
Terpentinöl
Siccative
Firnisse
Lacke

SCHOCH & Co
BURGDORF

Bleiweiß-, Farben- und Firnis-Fabrik

KONSERVATORIUM ZÜRICH *Kurse in Phonetik u. Rezitation durch*
FRAU MARGA MUFF-STENZ
Vom 24. Mai — 10. Juli
je 20.15 — 21.30 Uhr
LESE-ABENDE FÜR LAIEN
Wochentag nach Vereinbarung. Kursgeld für 7 Abende Fr. 16.—. Auskunft durch das Sekretariat, Florhofgasse 6, Zürich 1.

Eine neue Taschenausgabe:
OR
Schweizerisches Obligationenrecht
Vollständige Ausgabe des Gesetzes nebst den revidierten, am 1. VII. 1937 in Kraft tretenden Titeln 24—33, ausführlichem systematischem Register und den einschlägigen Verordnungen. Mit Vorwort, Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von Dr. jur. **W. Stauffacher,** Zürich.
In Leinen gebunden **Fr. 4.80**
Schöner Druck — prakt. Anordnung — handliches Format
Die billigste Ausgabe mit Anmerkungen!
ORELL FÜSSLI VERLAG ZÜRICH

SPORTHAUS Olympia
Zürich 1. Marktgasse 10
b. Rathaus
Bade-Kostüme
Bergsport-Ausrüstung
Reisekoffer
Lederbekleidung
nirgends besser, nirgends billiger

ihn alle bewunderten. Es mußte auch alles fesselnd sein, was er sagte, denn die Mädchen lachten und sagten ah und oh. Nur sie verstand leider gar nichts. Nicht einmal die Worte hatte sie je gehört: Mehrwert ..., Bodenmonopol ..., Grenznutzen ..., Dreifeldersystem ... Einmal fragte sie etwas. Da schauten alle erstaunt und mißbilligend nach ihr hin. Sie verstummte errötend. Am nächsten Morgen kaufte sie sich Roschers „System der Volkswirtschaft", drei Bände. Das war furchtbar teuer. Es kostete so viel als für die Anschaffung des Frühlingsmantels bestimmt gewesen war. Dieser Roscher wurde ihr besonders sauer. Sie wußte es nicht, aber sie fühlte: es gibt Bücher, die leichter zu schreiben als zu lesen sind. Aber so groß war der Wunsch, sich Leonhards bewunderter Geisteswelt zu nähern, daß sie schon nach vierzehn Tagen anfing, etwas zu verstehen. Sie war sehr erpicht darauf, ihre neuerworbenen Kenntnisse an den Mann zu bringen, die traurige Rolle, die sie in jener Gesellschaft gespielt hatte, vergessen zu machen. So empfing sie mit heller Freude die Einladung der Freundin, einen Maiausflug auf den Kahlenberg mitzumachen. Da würde er sicher dabei sein. Das war er auch. Jetzt war der große Moment da. Sie ging an seiner Seite den Berg hinauf. Der wundervolle Maitag umfing sie so nachsichtig, daß sie mehr Mut hatte als sonst. „Es muß herrlich sein, Volkswirtschaft zu studieren", sagte sie. „Ja", erwiderte er, „es ist eine sehr umfassende Wissenschaft und vor allem noch sehr jung. Nicht wie in der Jurisprudenz, wo schon alle Wege ausgetreten sind. Es gibt viele Möglichkeiten. Wirft man sich mit aller Kraft auf den Sozialismus, so könnte man Abgeordneter werden. Geht man zu einem Kartell, so kann man es bis zum Generaldirektor bringen. Das wäre natürlich das Schönste. Aber dazu braucht man viel Protektion. Bei einer Provinzhandelskammer habe ich einen Onkel, der ist Vorsteher der dortigen Uhrmachergenossenschaft. Wenn ich eine Arbeit über die Entwicklung des Zunftwesens schreibe, bringt er mich dort unter. Aber ich weiß noch nicht, was ich tue. Vielleicht schreibe ich über spanische Kameralistik. Dann kann ich Dozent werden."

Sie verstand nicht alles, was er sagte, aber seine Stimme war ihr unangenehm: klirrend wie Glas und satt wie Schmalz. Vor ihr ging die Freundin mit einem jungen Philologen, den sie aus ihrer Vaterstadt kannte. Da rief sie: „Gerda, ich muß dem Peter dringend etwas sagen, wollen wir unsere Kavaliere tauschen?" Und schon hängte sie sich vertraulich in den Landsmann ein, der ihr ein Schutz schien gegen die unverständlich große Welt, wo es so viel Karrieren gab.

„Was studieren Sie jetzt?", fragte sie. „Immer das gleiche", antwortete Peter, „Phonetik natürlich." Und nun begann er ihr zu erzählen, welche Wonnen man aus dieser Beschäftigung schöpfen könne. Sie war begeistert. Alles was er sagte, war so wunderbar

unpraktisch. Mit Phonetik konnte man wohl keine große Karriere machen. Und das wollte er auch gar nicht. In der Provinzstadt, in der sie beide zu Hause waren, wollte er Gymnasiallehrer werden. Das war alles.

Von da ab trafen sie sich jeden Donnerstag am Nachmittag in der Kaffeestube an der Freyung, dort tranken sie Schokolade und aßen schwarzes Butterbrot dazu. Er sprach von Phonetik und sie hörte zu. An ihrem Geburtstag, der in den Hochsommer fiel, schenkte er ihr Siebs: Deutsche Bühnenaussprache. Dann fuhren sie gemeinsam nach Hause. Bei allerlei Sommerveranstaltungen: „Anlässe" nannte man das in der kleinen Stadt, trafen sie einander immer wieder. Am letzten Tag vor der Abreise besuchte er sie. Er war feierlich angezogen und sah auch so aus. „Sie interessieren sich ja für Phonetik und können so großartig zuhören", sagte er, als sie allein waren. „Wollen sie meine Frau werden? Es ist ja keine große Stellung, die ich Ihnen zu bieten habe, aber mich lockt sie doch. Denn, wissen Sie, ein Lehrer ist wirklich ein unumschränkter Herrscher. So aus Menschenmaterial, welches einem zur Verfügung gestellt ist, machen zu können, was man will, ist keine üble Sache." — „Ich werde nie heiraten", sagte sie schnell. „Und in dieser Stadt leben will ich auch nicht, und Phonetik ist mir langweilig, und zuhören tue ich höchst ungern, aber ich danke Ihnen vielmals für die gute Absicht."

Jeden Sonntag ging sie zur Morgenmusik in die Augustinerstraße. Als sie am ersten Weihnachtstage, ganz versunken in die Bachfuge, einmal aufsah, fiel ihr Blick auf einen jungen Menschen in einem merkwürdig langen Überrock. Er sah aus wie einer der Ingmarssöhne aus Selma Lagerlöfs Jerusalem, aber viel schöner. Auch ihm schien die Musik sehr gut zu gefallen, immer, wenn ein besonders hoher und seliger Ton kam, schaute er sie an und sie erwiderte die Blicke mit wachsendem Vertrauen. Beim Ausgang trafen sie sich. „Ich kenne sie aus dem Philosophiekolleg", sagte er. „Ich heiße Tiburtius Schanderl. Sie sind auch fremd hier, nicht? Haben Sie schon die Musikergräber auf dem Zentralfriedhof gesehen? Die sind das Schönste in Wien." — „Nein, ich fürchte mich allein hinauszufahren, es ist so weit." — „Ich fahre gerade hin mit der Elektrischen. Wollen Sie mitkommen?" Sie war furchtbar froh. Er war gar nicht so streng, wie er aussah. Sondern im Gegenteil sehr gesprächig. Eines war komisch. Er war sicher nicht viel älter als sie, aber er sprach zu ihr, als ob er ihr Vater wäre. Dagegen klang alles, was er sagte, kindlich und zutraulich. Er erzählte, wie Vater und Mutter sich plagen müßten, um ihn in Wien studieren zu lassen, und daß seine große Schwester an einen Förster verheiratet sei und daß er seine kleine Schwester, wenn er erst mal was wäre, auch studieren lassen wolle. Ärztin solle sie werden und auf dem

Lande mit ihm zusammen leben und arbeiten. Sie sei sein Liebling. „Sie schaut Ihnen sehr ähnlich", sagte er und warf einen freundlichen Blick auf sie, der ihr bis ins Herz drang.

Bei den Musikergräbern wußte er Dinge zu erzählen, die sie so schön nie zuvor gehört hatte. Hier erfuhr sie zum ersten Male von Beethovens Heiligenstädter Testament und von Mozarts Reise nach Prag, und wie erstaunlich gut der alte Mörike Mozart verstanden hätte. Vor allen Dingen aber sprach er mit Begeisterung vom alten Bruckner, der Gott so geliebt und die Zeitungen so gefürchtet hätte. Alles, was er sagte, klang so, daß es einen gelüstete, mehr zu hören.

Sie kehrten in die Stadt zurück. Am Schwarzenbergplatz stieg er aus. „Möchten Sie nicht mit mir ins Kaffeehaus?" fragte sie. — „Nein, das darf ich nicht." Sie wagte nicht zu fragen, warum. „Aber wissen Sie, wo wir uns treffen könnten: kommen Sie am Neujahrsmorgen um acht Uhr in die Kapuzinergruft."

Nie hätte sie gedacht, daß zwischen Weihnachten und Neujahrstag so viele Jahrhunderte lägen. Es war merkwürdig leer in Wien. Am Silvester kaufte sie einen kleinen Veilchenstrauß, den sollte Napoleons Sohn, der Herzog von Reichstadt, haben, der, wie man ihr sagte, bei den Kapuzinern begraben lag. Den hatte sie von jung auf gern gehabt und bedauert. Denn ihr Kindermädchen, Apollonia hieß sie, hatte beinahe jeden Abend ein Lied gesungen: „Im Garten von Schönbrunn, da liegt der König von Rom." Am Neujahrsmorgen früh war sie pünktlich zur Stelle. Gerade als sie den Veilchenstrauß auf den Sarg legen wollte, erblickte sie ihn, dem sie keinen Namen geben konnte, weil ihr Tiburtius zu fremd war und Schanderl zu komisch schien. Er war es, aber merkwürdig verwandelt. Um Gotteswillen, was war das: er trug ja das geistliche Gewand der erzbischöflichen Seminaristen. Sie wollte ihn begrüßen, da sank er gerade auf die Knie. Leise und behutsam schob sie sich zur Türe hinaus.

Seither sind fünfundzwanzig Jahre vergangen. Sie hat einen Mann und Kinder und einen Beruf. Nichts an ihr ist besonders auffallend. Nur zwei Dinge: ohne große wissenschaftliche Bildung besitzt sie doch auf einigen der entlegensten Gebiete merkwürdig eingehende Kenntnisse. Dann noch eines: sie errötet jedesmal heftig, wenn jemand unversehens die Kapuzinergruft erwähnt.

DER FILM — EIN ZEITPROPLEM.

Der Film, wie er uns im heutigen Leben entgegentritt, stellt ein Problem dar, welches man leicht zu unterschätzen geneigt ist, dem man viel zu wenig Beachtung schenkt. Kein anderes kulturelles Unterhaltungsmittel, man muß in der Bezeichnung vorsichtig sein, hat so universellen Charakter wie der Film, ohne Kino keine Stadt, keine Siedlung. Das sich immer steigernde Bedürfnis nach Entspannung im arbeitenden Menschen ist eine Tatsache, welche wesentlich

zur Ermöglichung einer solch durchdringenden Verbreitung dieser Einrichtung beitrug. Doch nicht diese Frage, obwohl sie für die Entwicklung des Filmes von entscheidender Bedeutung ist, beschäftigt den kritisch eingestellten Studenten, nein, vielmehr wichtig für ihn ist eine qualitative Auseinandersetzung mit dem Film, eine Untersuchung über seine kulturellen Bedeutungsmöglichkeiten.

Wenn ich schlechthin von Film rede, so denkt jeder unwillkürlich an den gewöhnlichen, seichten Unterhaltungsfilm, welche Form auch die einzige ist, die Anspruch auf eine künstlerische Entwicklungsmöglichkeit erheben kann. Dabei ist aber zu bedenken, daß er Arten von großer Bedeutung einfach übersieht, sei es nun der rein wissenschaftliche Lehrfilm oder der dokumentarische Aktualitäten- und Tatsachenfilm. Alle diese filmischen Varietäten überragt die seltenste, aber wertvollste Art, der eigentlich künstlerische Film, in seiner äußern Art, seinem Zweck, in seiner Qualität von allen andern unterschieden, ihnen überlegen, doch dies alles im umgekehrten Verhältnis zu seinen materiellen Erfolgen. Darin liegt schon eine wichtige Ursache der allgemeinen Tendenz einer Verflachung der Filmproduktion in qualitativer Hinsicht, welche den Verlust von jeglichem künstlerischen Niveau bedingt. Die viel größere Beanspruchung der Mimik, des optischen Ausdrucksvermögens im Stummfilm möchte einem leicht das Urteil entlocken, er sei künstlerisch dem vertonten überlegen. Nicht daß damit gesagt wäre, der stumme als solcher sei dem Tonfilm gegenüber mehrwertig, nein, absolut nicht. Aber der objektive Betrachter erkennt, daß der Tonfilm im allgemeinen wichtiger Elemente entbehrt, welche in der stummen Darstellungsart unbedingt Erfordernis waren, sie sind verloren auf Kosten der Lebendigkeit, der Lebensnähe, denke man etwa an die vielfach verblaßte Mimik. Eine künstlerische Bedeutung kann man dem heutigen Durchschnittsfilm ohnehin absprechen, denn es entspricht gar nicht seinem Wesen, ein künstlerisches Maximum erreichen zu wollen, eine kulturelle Bedeutung zu bekommen, nein, die Filmhersteller sind viel zu real eingestellt. Nur materielle Erfolge sind entscheidend für den Produzenten und sind ebenso maßgebend für den Kinobesitzer, eine demoralisierende, in kunstkritischer Hinsicht zersetzende Wirkung spielt dabei keine weitere Rolle.

Trotz allem läßt sich die kulturelle Sendung des Filmes nicht vollkommen niederringen, periodisch tauchen Darstellungen an der Leinwand auf, die ein erstaunlich hohes Niveau erreichen, die einen für das Lichtspiel begeistern. Äußerlich gekennzeichnet durch ihre meist sehr kurze Aufführungsdauer, sie werden sicher nie prolongiert, werden sie zu allem noch totgeschwiegen, allerdings nicht aus böswilliger Absicht. Hier muß man sich nämlich fragen, ob es überhaupt noch möglich ist, auf einen guten Film irgendwie aufmerksam zu machen, wo ja die Qualität der Filme durch eine unglaublich

abhängige Kritik genormt ist, und es vom reklametechnischen Standpunkt aus gar keine schlechte Filme mehr gibt. Aus dieser Tatsache ergibt sich denn auch die Unmöglichkeit, auf einen „besonders" guten Film wirksam hinzuweisen und wertlose Darstellungen in einer objektiven Kritik entsprechend einzuschätzen. Auf Grund einer unglücklichen ökonomischen Verkettung von Presse und Film kann aber eine objektive Filmkritik heute nicht bestehen.

Wenn es um die kulturelle Bedeutung des Filmes so bestellt ist, so ist dies um so schlimmer, wenn wir bedenken, daß der Konsument dieser Art Unterhaltung das Volk darstellt, und zwar ist dies eine Konsumentenmasse, die trotz aller schlechten Konjunkturbedingungen im großen gesehen konstant bleibt oder sogar zunimmt. Damit aber eröffnet sich sofort die Frage, ob denn im Film nicht eine fabelhafte Bildungsstätte für das Volk verkörpert sei. Über die Bejahung dieser Frage besteht kein Zweifel, ohne dabei eine direkte Belehrung vor Augen zu haben. Der Film sollte zu einer Stätte werden, wo dem Arbeiter, dem Volke überhaupt heutige, lebendige Kunstauffassung gezeigt wird und dadurch eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit begründet wird, die sich außerordentlich fruchtbar für den einzelnen wie auch für die Gemeinschaft auswirkt. Eine Filmproduktion, die im Gegensatz steht zur gegenwärtigen Form, welche ein trauriges Ablenkungsmanöver, eine elende Täuscherei gegenüber der Realität verkörpert. Es ist wohl auch eine gewisse Angst vor einer offenen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, denn sie würde Mängel erweisen, Fehler aufdecken. Soll es heute noch eine Volkskunst geben, so ist dies eine solche auf der Leinwand, denn Volkskunst wird vom Volke geschaffen und von ihm konsumiert, dabei ist es bei der Produktion durch das künstlerische Individuum vertreten.

Ist die Stufe eines gewissen künstlerischen Niveaus erreicht, so ist auch eine Auseinandersetzung Film — Theater gerechtfertigt, dabei handelt es sich natürlich um das Qualitätstheater. Heute bei dieser Entwicklung des Filmes ist aber ein Streitproblem dieser Art gar nicht lösbar, denn ein Konflikt zwischen Theater und Film besteht noch nicht, weniger wegen qualitativen Differenzen als wegen der gänzlich verschiedenen grundsätzlichen Einstellung. Falsch wäre, zu behaupten, daß es in absehbarer Zeit aus prinzipiellen Gründen überhaupt zu keiner Konkurrenz Kino — Theater kommen werde. Dem ist nicht so, denn daß der Film das mittelmäßige Provinztheater verdrängen wird, ist nur noch eine Frage der Zeit. Dank seiner Internationalität und wegen der Zentralisation der Produktion in relativ wenigen Orten ist beim Kino die Qualitätsstufung nach geographisch-bevölkerungstechnischen Gesichtspunkten (Großstadt, Kleinstadt, Provinz) nicht mehr möglich, denn in der Kleinstadt läuft derselbe Film, wie ihn vielleicht ein Jahr früher Paris sah. Mit der Tatsache, daß hier das Theater eine Konkurrenz nicht mehr er-

tragen kann, ist sein Schicksal auch schon besiegelt, auf die technischen und ökonomischen Gründe, welche zu einer Verdrängung wesentlich beitragen, brauche ich nur hinzuweisen.

Ein besonderes Problem innerhalb der Filmherstellung, das uns besonders berührt, ist der Ruf nach einer speziell schweizerischen Produktion, zu welcher schon bemerkenswerte Ansätze vorhanden sind. Fragen wir uns jedoch ganz sachlich nach dem maximal Möglichen, das wir hier mit einer neuen Filmproduktion erreichen können, innerhalb den monopolartig den Filmmarkt beherrschenden Großgesellschaften, so fällt eine Beantwortung dieser Frage sicher negativ aus. Das Schweizergebiet, das hier nur als Absatzort betrachtet werden kann, beim Dialektfilm sind die Grenzen noch enger gezogen, gibt lange nicht eine genügende ökonomische Grundlage, um zu einer einigermaßen kultivierten Produktion zu gelangen, wo uns zu allem noch jegliche Erfahrung in diesem neuen Gebiet abgeht, ganz im Gegensatz zu den ausländischen Großunternehmungen. Hat man im voraus damit zu rechnen, daß ausländische Qualität in technischer und wahrscheinlich auch in künstlerischer Hinsicht nicht erreicht werden kann, geschweige denn überholt, so wird die ganze Sache doch ein wenig fragwürdig. Ungleich viel mehr wert wäre es, eine unabhängige Filmstelle zu schaffen, welche bestrebt ist, künstlerisch wertvolle Filme in die Schweiz zu bringen, um sie einem breitern Publikum vorzuführen, ähnlich wie dies auf dem Gebiete des Kulturfilmes schon besteht. Darin zeigt sich die einzige Möglichkeit, dem Kinopublikum ein gewisses Differenzierungsvermögen zuzuführen, das sich seinerseits dann automatisch auf die Produktion auswirkt, denn solange schlechte Filme besucht werden, wird es aus rein sachlichen Erwägungen noch solche geben. Nicht zuletzt könnte oder besser sollte eine solche Bewegung von studentischer Seite erfolgen, denn damit böte sich Gelegenheit, die gegenwärtig starke kulturelle und politische Indifferenz einzudämmen und ein aktiveres Schaffen auszulösen.

Der Vorwurf, die Frage, welches denn gute Filme sind, hätte ich noch nicht berührt, könnte leicht entstehen. Hier aufzuzählen hätte gar keinen Sinn, denn es gibt tatsächlich eine große Zahl hervorragender Filme, die man wegen Ermangelung einer geeigneten Filmstelle aber nicht zu sehen bekommt. Vielfach hat man einen heiligen Schrecken vor politischen Filmen. Wird noch gemunkelt, es sei ein revolutionärer Russenfilm, so trifft einen vollends der Schlag. Dabei ist es ganz natürlich, daß auf Grund der durchgreifenden Internationalität und der Popularität, welche dem Filme eigen sind, er auch zur politischen Propaganda verwendet wird. Gerade wegen dem unglaublichen Pathos, das durch ihren politischen Charakter bedingt ist, muß den revolutionären Sowjetfilmen eine künstlerische Bedeutung zugestanden werden. Daß man auch hier

nicht etwa an politische Filme gebunden ist, zeigt der erste unpolitische Russenfilm, so nannte ihn die Presse, unter dem deutschen Titel „Die ganze Welt lacht".

Doch ich möchte nicht in den Verdacht kommen, hier unangenehme Propaganda zu betreiben, denn man braucht nicht unbedingt nach der USSR zu sehen, um gute Filme zu finden, nein, es gibt genügend französische, von den amerikanischen ganz zu schweigen. Unglaublich, was etwa René Clair in seinen frühern Werken mit den primitivsten Mitteln zu erreichen vermag, unbeschreiblich, wie King Vidors „Halleluja" einem echte amerikanische Negermentalität zu übermitteln weiß. Doch dies an der Leinwand zu zeigen, wäre die dankbare Aufgabe einer Filmstelle! **Paul Erni.**

WIR SAGEN UNS „DU".

In seiner Sitzung vom 20. April 1937 hat der Fakultätsausschuß der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät folgende Eingabe eines Kommilitonen zu Beschluß erhoben:

„Nachdem die Fakultätsversammlung eine Anregung, die Kommilitonen möchten zukünftig untereinander an Stelle des unpersönlichen „Sie" das kameradschaftliche „Du" verwenden, sehr beifällig aufgenommen hat, beschließt der Ausschuß der juristischen Fakultät, dieser Anregung nach Möglichkeit Nachachtung zu verschaffen. Er begrüßt die gemeinschaftsfördernde Sitte, daß sich die Kommilitonen einerseits und die Kommilitoninnen anderseits untereinander duzen. Er fordert alle Fakultätsangehörigen auf, an Stelle philisterhafter Höflichkeitsformen einander mit dem studentischen und kameradschaftlichen „Du" anzusprechen."

Diese Entschließung erfolgte im Anschluß an die immer lauter werdenden Rufe nach einer akademischen Gemeinschaft. Derjenige, der an der letzten Fakultätsversammlung diese Anregung zum Duzen machte, wurde mit der größten Anzahl von Stimmen in den Ausschuß gewählt, trotzdem man ihn vorher kaum besonders gut kannte. Das „Parlament" hat also darin den Volkswillen erkannt und nach gut demokratischer Sitte nach diesem Willen des Volkes gehandelt.

Ist nun damit die „Volksgemeinschaft" unserer Fakultät geschaffen? Die Frage ist eigentlich müßig, denn das wird wohl keiner im Ernste behaupten wollen. Was es aber sein will und auch sein kann, das ist ein kleines Mittel, ein bescheidener Anstoß zu dieser akademischen Volksgemeinschaft. Das nämlich ist sich wohl jeder von uns bewußt: einen wahren, echten Zusammenhang unter den Kommilitonen der Fakultät können wir nicht von außen her schaffen, so wenig die schweizerische Bundesversammlung durch Gesetzesparagraphen eine bessere schweizerische Volksverbundenheit schaffen könnte. Der echte Zusammenhang und die wahre Gemeinschaft kommt von innen her, muß sich aus der Gesinnung eines jeden ein-

zelnen ergeben. Da aber der Ausschuß an der guten innern Gesinnung seiner Kommilitonen und Kommilitoninnen keinen Zweifel hegt, so wollte er durch diese Resolution ein wenig den dazu nötigen äußern Weg ebnen.

Man wird diese Sache auch richtig verstehen und auslegen müssen. Es ist ja nicht bei Todesstrafe geboten, daß jeder Erstsemestrige einen alten Kommilitonen, der sich schon seit 12 Semestern mit den §§ der verschiedensten Gesetzesbücher abgibt, auf den ersten Blick mit „Du" anredet. Aber gerade die Erst-, Zweit- und Drittsemestrigen und die Gleichsemestrigen sollten zukünftig in der gegenseitigen Anrede das „Sie" beiseite lassen.

Diese kurzen Ausführungen sind ein Kommentar rein privater Natur, und ich bin nicht etwa der Speaker des Ausschusses.

Mein lieber Kollege, wir sagen uns also „Du".

Franz Josef Güntert.

VOM GESTERN ZUM HEUTE, VOM HEUTE ZUM MORGEN.

Das meistgebrauchte Schlagwort vergangener Jahrhunderte hieß Freiheit, selten wußte man Freiheit wovon, noch seltener Freiheit wofür; man stellt sich auch heute noch meistens unter Freiheit vor eine Loslösung von allen Bindungen, Hemmungen, eine Aufknüpfung all der Fäden, die uns binden. „Frei" sein möchte der Mensch, auf sich selbst gestellt, sich selbst gehorchend, sich selbst verantwortlich. Der Jüngling möchte nicht mehr gebunden sein an das Wort des Vaters, nicht mehr sich halten müssen an das, was dem Vater gut oder wenigstens richtig erscheint, der Mann nicht mehr sich unterworfen wissen den Forderungen der Gesellschaft, den Gesetzen des Staates.

Freiheit wird oft diese Hemmungslosigkeit genannt, die dennoch in ihrer vollen Verwirklichung dem Wesen alles dessen, was menschliches Sein gestaltet, widerspricht. Der Trieb zur Freiheit gehört mit zum Besten, was den Menschen beseelt, gehört mit zu dem, was des Menschen wertvollstes Selbst in seinem Inneren ausmacht.

Dieses Freiheitsstreben, das allein dem Menschen wirklichen Wert verleihen kann, ist gut, weil es natürlich ist, sicher aber sind der Verwirklichung Grenzen gesetzt, wie es denn in der Natur aller menschlichen Wünsche, alles menschlichen Sehnens liegt, nie ganz erfüllt zu werden. Am eigenartigsten drückt sich dieses Sehnen nach Lösung, dieses Ahnen der Bindung aus in unserem wohl immer unklar bleibenden Verhältnis zu dem, was wir überkommen haben von denen, die vor uns da waren; wir nennen dieses Unnennbare meistens Tradition. Revolutionen wollen mit ihr brechen und erleben allzu oft, was der einzelne — der mit 15 Jahren auch „brechen" wollte — so wenig später schon erfahren hat . . . ; daß der fünfzehnjährige Knabe, daß ein sich in revolutionärer Gärung be-

REMINGTON PORTABLE

die bewährte und verbreitetste Klein-Schreibmaschine

In allen Preislagen schon von Fr. 220.- an

Miete-, Tausch- und Ratengeschäfte

Anton Waltisbühl & Co.

Zürich, Bahnhofstr. 46, Tel. 36.740

Das neue Stromlinien-Modell „1937"

buchbinderei

heinr. brunner, zürich 6

universitätstraße 1, tel. 44.949

einbinden, einrahmen, aufziehen von plänen etc.

PHOTO-MOSER

b. POLYTECHNIKUM

Universitätstraße 1 · Ecke Tannenstraße

Entwickeln
Copieren, Vergrößern
Diapositive

Sämtliche Photo-Artikel

Zahnarzt

Dr. med. F. Romang

Zürichbergstraße 17

Apotheke Eidenbenz

Telephon 26.220

Studierende 10% Rabatt

Unsere Maßanzüge

sind elegant geschnitten, vorbildlich ausgeführt und im Preise mäßig gehalten.

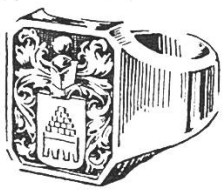
Bucher & Hesse

Tailors. ZÜRICH 1, St. Peterstraße 18 (Astoriahaus)
Telephon 31.576

Tea Room Studio

Tel. 44.847 beim Pfauen im Neubau

Mittag- u. Abendessen à Fr. 1.60 nebst andern Spezialitäten. Bis 24 Uhr geöffnet



Siegel-Ringe
Familienwappen, Uhren
Gold- und Silberwaren
Verlobungs-Ringe

ZIEHME-STRECK

Rüdenpl. 1 u. Limmatqual 42

Zürich 1

Velos in allen Ausführungen

Halbrenner, Damenräder, Militärräder · Renner nur erstklassiges Schweizerfabrikat.

Auch auf Teilzahlung.

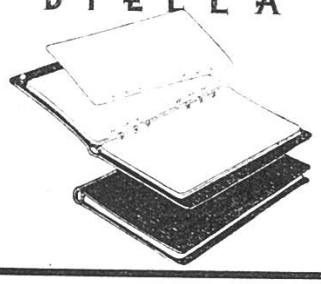
ALBATROS A.-G., Stauffacherstraße 27

Sind Sie durch Ihr Studium

müde und abgespannt, so erreichen Sie Ihr frisches, blühendes Aussehen durch Bestrahlungen in dem ärztlich empfohlenen

Institut „Dorette“ *Gartenstraße 25 (3) Lift Telephon 70.985*

BIELLA



– Ringbücher für Studenten

Acto 6 Ringe

Academia 2 Ringe

auch Klemm-Mappen

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft

Nach der Arbeit Müh und Plage

Erfreut das **„Du Lac“** *ohne Frage*

Die Inhaber nachfolgender Lokale empfehlen sich den Herren Akademikern bestens.

STUDENTISCHE STAMMLOKALE

Rest. **BELVÉDÈRE,** Culmannstr. 19. **Stammtisch S.G.B., Ladinia**

Restaurant **KAUFLEUTEN,** Pelikanstraße 18. **Karolingia**

Restaurant **KINDLI, Akad. Landw. Ver. Carolingia, Rhenania**

Hotel **LINDE,** Universitätstraße 91. **Romania. Patria**

Rest. **MEIEREI,** Spiegelgasse 1. **Manessia. Amicitia Turicensis**

Restaurant **METROPOL,** Fraumünsterstraße, **Teutonia**

Restaurant **PLATTENGARTEN,** Plattenstraße 16. **Teutonia**

Rest. **STADTKELLER,** Zähringerstr. 21, **Akad. Forstver. Unitas**

Schützenh. **ALBISGÜTLI, Schützv. Schweiz. Studierender, S.S.S.**

Tea-Room **WEINPLATZ,** Weinplatz 2, **Urania**

STUDENTISCHE VERKEHRSLOKALE

Café-Conditorei **RÄMIPAVILLON,** Rämistr. 8, E. Bäggli

Rest. **OEPFELCHAMMER,** Rindermarkt 12, Franz Wullimann

findliches Volk, die beide sich „mündig" machen wollen, sich im Vollbesitze ihrer Kraft, trauend auf das eigene Können, glaubend an die sichere Macht der eigenen Autokratie, Traditionen lösen wollen, Bindungen aufknüpfen möchten, die allein als Hemmungen empfunden, deren Werte nicht geahnt werden, das alles ist begreiflich.

Dennoch wird der Versuch, der Vergangenheit mit jener inneren Freiheit entgegenzutreten, die in vollem Maße nur den reinsten Menschen zuteil wird und den andern ein leider nie erreichtes Ziel bleibt, ein anderes Urteil hervorrufen.

Der Vergangenheit frei gegenübertreten, das ist es doch, was sie alle so gerne möchten, sie, die die Vergangenheit negieren, sie, die da möchten im Nichts stehen, geschichtslos, elternlos, ohne Heimat, ohne Volk, um „frei" zu sein; selten wird geahnt, wie ungeheuer unfrei diese Freiheit ist, wie gebunden diese Lösung.

Der Vergangenheit frei gegenübertreten, kann das die Gegenwart, die nicht bewußt bricht, gewollt negiert, was die Vergangenheit in sich schloß? Machen wir ein Eingeständnis: es gibt keine geschichtslose Gegenwart, kein vergangenheitsfreies Jetzt. Es gibt nur Gewordenes. Jedes Heute ist stets nur der Augenblick einer Entwicklung. Wir kennen das pleonastische Wort „Übergangsepoche"; hat es irgendwann eine Zeit gegeben, die keine Übergangsepoche war, hat irgendwann ein Zeitalter geherrscht, das nicht hervorgegangen war aus seiner Vergangenheit, das nicht hinüberleitete in eine andere Gegenwart, die uns heute auch schon Vergangenheit ist?

So ist denn jede Gegenwart mit ihrer Vergangenheit verknüpft, und wehe der Gegenwart, die nicht mehr fühlt, was sie an das Rückwärts knüpft. Diesem Rückwärts frei gegenübertreten, gerade das heißt eben nicht, es negieren, es brüskieren, wo immer es nur angeht, es heißt nur, sich ihm nicht bedingungslos zu unterwerfen, es heißt nur, nicht in das Heute etwas übernehmen wollen, weil es gestern auch so war.

Niemals aber ist es Freiheit, etwas abzulehnen, nur weil es gestern war. Die Frage, die jeder Generation von neuem gestellt wird, ist die Frage nach dem, was von den Ältern, von denen, die von uns gehen, angenommen, was mit ihnen uns verlassen soll.

Erst, wenn wir den Versuch machen, all den Fragen des Annehmens und Ablehnens ganz frei gegenüberzutreten, wird der Weg offen sein auch für das Erkennen der Werte, die selbst Bindungen eigen sind, wird aber auch offen sein für das freie, überlegte Negieren von Anschauungen, die uns wirklich nicht mehr dienen können. Das Recht der freien Ablehnung von Normen, die einst gegolten hatten, kommt jeder Generation zu. Immer wieder wird es sich ereignen, daß wir negieren müssen, was denen, die vor uns waren, wertvoll war, aber hüten wir uns vor einem allzu raschen Ablehnen dessen, was anderen Stütze sein konnte. Eine Lebensgestaltung, eine Welt-

anschauung, die Generationen Sinn und Zweck des Daseins bieten konnte, ist, einmal überwunden, so rasch nicht wieder aufgebaut.

Verzichten wir aber auch auf alles Bewerten, auf das Herabwerten. Auch wo wir heute vom Rechte der Ablehnung Gebrauch machen, auch wo wir negieren müssen, weil neue Zeiten, neue Verhältnisse, ein anderes Leben neue Einstellungen und neue Gedankengänge nötig gemacht haben, auch da haben wir kein Recht, herabzuwerten, was früher einmal Norm gewesen war. Muß denn etwas damals — damals, als es der Zeit, der Welt, der Sitte entsprach — falsch gewesen sein, weil wir es heute nicht mehr gelten lassen können! Das Recht der Negierung verlangt große Vorsicht. Nur dort wird auch dieses Recht ganz zur Geltung kommen dürfen, wo wir jene scharfe Ehrlichkeit walten lassen, die herausgeboren wird aus der Ehrfurcht, aus jener Ehrfurcht, die wir all dem schulden, was — auch, wenn es die Gegenwart negiert — der Vergangenheit einmal heilig war.

Am Anfang unserer Betrachtung stand das Wort Hemmungslosigkeit, die den meisten unter uns als Ziel vorschwebt, nicht ahnend, wie furchtbar diese Hemmungslosigkeit sein kann. Das Leben bietet uns ja Bilder von sog. „hemmungslosen" Menschen; sind es Vorbilder? Menschen, die keine Pflicht mehr bindet, die keine Vergangenheit und keine Zukunft kennen, nur allein eine schrankenlose Gegenwart.

Es gibt ein Gegenbeispiel: die imposanteste von Menschen geschaffene Institution, die römisch-katholische Kirche, verdankt sie nicht einen gewaltigen Teil ihrer Macht und ihrer Bedeutung eben dem Umstande, daß sie, immer in der Gegenwart lebend, immer sich mit ihr auseinandersetzend, niemals sich auf die Gegenwart konzentriert; die katholische Kirche denkt und rechnet nicht mit Jahren oder Jahrzehnten, sie rechnet mit Generationen, mit Jahrhunderten. Darin liegt ihre Macht auch für die jeweilige Gegenwart.

Die Weltanschauung, die den rückhaltlos von allen Hemmungen und Bindungen befreiten Menschen zur Voraussetzung hat, ist der marxistisch fundierte Kommunismus. Der Kommunismus ist die gerechteste Form staatlichen Lebens und irdischer Güterverteilung, angewandt auf all die Menschen, die „keine Vergangenheit" haben. Er wird immer ungerecht sein, er wird immer als die Form brutalster Vergewaltigung elementarer Rechte erscheinen denen, die mit der Geschichte sich verbunden fühlen.

Ob wir wollen oder nicht; das Leben hat nun einmal diese beiden Typen — und ungezählte Varianten — geschaffen. Wir kennen Menschen, die, aus der Vergangenheit hervorgegangen, auch in der Gegenwart sich stets mit ihr verbunden fühlen, Menschen, die sehr oft gerade durch diese Vergangenheit noch hochgehalten werden, weil ihr Wissen um das, was war, um die Würde der Ver-

gangenheit, sie zwingt, vielleicht ihnen einhämmert wie ein Dämon, die Vergangenheit nicht zu entehren durch die Gegenwart.

Erst dann aber wird Last und Wert dieser Verbundenheit wirklich klar — die Wirklichkeit bietet auch diese Variante —, wenn wir jene Menschen sehen, die vor lauter Vergangenheitsverbundenheit, vor lauter „Tradition", vor lauter „Erhaltenwollen", Erhalten dessen, was andere geschaffen haben, den Inhalt ihres eigenen Lebens in der Gegenwart verlieren, die am Ende selber fühlen, daß sie nur erhalten, nicht geschaffen haben.

Wir hören die heimliche Frage: was hat all das mit dem Heute zu tun? was soll uns das in der Gegenwart?

Ist denn nicht die Gegenwart, ist denn nicht unser Heute beherrscht von den mächtigen Kräften, die Anschauungen und Institutionen hinüberretten wollen in ein Morgen, das wir nicht kennen, und wieder von den andern, die vernichten wollen, die überwinden wollen, was gestern war, was wir heute noch für nötig halten und das doch vielleicht — nein sicher — wenn nicht morgen übermorgen dennoch überlebt sein wird.

In der Politik nennen wir diese Kräfte rechts und links, auf weltanschaulich heißt es gewöhnlich autoritär oder liberalistisch. Beide Strömungen waren immer und sie werden, soweit aus der Vergangenheit auf die Zukunft geschlossen werden darf, auch immer ihre Vertreter haben, und zwischen ihnen werden — wie heute — jene stehen, die immer wieder zu vermitteln suchen.

Kann man durch eine bewußt gelenkte Evolution die Revolution vermeiden? Ist nicht das die Frage, deren Antwort im wesentlichen unsere Stellung begründen wird — oder die wir beantworten nach der Stellung, die wir inne haben, wissen wir ja doch meist selber nicht, wie wenig unser Urteil ist. Wir glauben, daß unser Urteil unsere Stellung begründet, und geben uns selten darüber Rechenschaft, daß die Stellung unser Urteil macht und daß diese Stellung uns gleichsam schon mitgegeben wurde, daß sie nicht die Ursache, sondern das Produkt ist eben der Faktoren, die unsere Haltung bedingen.

Wo immer der einzelne nun stehen mag, vergangenheitsverbunden oder vergangenheitslos, sie beide braucht unsere Gegenwart; der da erhalten will, möge bedenken, daß selbst, was lange erhalten wurde, doch einmal aufhört, daß diese Erde wohl Jahre an Jahre reihen kann, aber keine Ewigkeiten kennt; der da negieren will, stelle die Frage, wo irgendeine Gegenwart, es sei die unsrige oder nicht, wohl stände, wenn sie keine Vergangenheit hätte, wenn sie nicht das Erbe hätte, das ihr vom Gestern wurde, er überlege, daß, was sich durch Jahrzehnte, durch Jahrhunderte vielleicht bewährte, nicht gedankenlos verlassen werden darf, und daß das dankbare An-

nehmen dessen, was uns die Vergangenheit bietet, auch der Gegenwart nur zur Ehre gereicht.

So allein führt vom Erhalten zum Negieren, vom Negieren zum Erhalten eine Brücke, und so allein werden wir, uns reihend an das Gestern, dem Morgen ein Bild vom Heute bieten, dessen wir uns nicht zu schämen haben. **Marius v. Planta.**

DAS ANTISCORBUTISCHE VITAMIN (Vitamin C), EIN TONIKUM FÜR SPORTTREIBENDE.

Trotz des großen Interesses, das man überall der neuen Ernährungslehre entgegenbringt, die in erster Linie durch die Auffindung der Vitamine gekennzeichnet ist, dürfte es noch wenig bekannt sein, daß das Vitamin C, das man jetzt gewöhnlich als Ascorbinsäure bezeichnet, sich nicht nur bei falscher Ernährung oder in Krankheitsfällen gut bewährt hat, sondern auch ein allgemeines, tonisierendes Mittel darstellt.

Die Schwierigkeiten der zweckmäßigen Anwendung der Vitamine ließen sich in den letzten Jahren beheben, seitdem man diese Stoffe auch in reiner Form herzustellen und den Gehalt der Nahrungsmittel, Nährpräparate und Vitamin-Präparate an den wirksamen Stoffen genau zu ermitteln vermag. Das Vitamin C, die Ascorbinsäure, ist heute in beliebigen Mengen leicht zugänglich, da es nach dem Verfahren von Prof. Reichstein von der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich durch ein Großunternehmen der schweizerischen pharmazeutischen Industrie synthetisch hergestellt wird.

Vor einiger Zeit veröffentlichte Dr. Sieburg vom Sporttherapeutischen Institut des Deutschen Sportärzte-Bundes die Erfahrungen, die er mit dieser unter der Bezeichnung Redoxon im Handel befindlichen Form des Vitamin C als Berater und behandelnder Arzt im Sport Jugendlicher und Erwachsener zu sammeln Gelegenheit hatte.

In seinem Aufsatz, der in Heft 3 der „Deutschen medizinischen Wochenschrift", 1937, erschienen ist, wird gesagt, daß bei 31 Patienten, die an Nervosität, Müdigkeit, Abgespanntheit, Willensschwäche und Unlustgefühlen litten, bei denen sich weiter vielfach als körperliche Erscheinungen Wadenschmerzen, herabgesetzter Appetit und verminderter Schlaf zeigten, ein Vitamin-C-Mangel festgestellt wurde. Die Untersuchung ergab meist blasses Aussehen, geringen Turgor, erniedrigter Blutdruck und Hämoglobin-Gehalt.

Nach Beseitigung des Vitamin C-Mangels durch entsprechende Gaben von Redoxon „Roche" zeigte sich eine völlige Änderung des klinischen Bildes. Lebensfreude und Frische kehrten zurück, die körperliche Leistungsfähigkeit steigerte sich, der Hämoglobin-Gehalt stieg durchschnittlich um 10,5% innerhalb eines Monats.

Ähnlich günstige Erfahrungen ließen sich in 9 unter 11 Fällen

bei Kindern zwischen 3 und 12 Jahren erzielen. Es handelt sich um Kinder mit Haltungsfehlern oder Krankheitsdispositionen, rascher Ermüdbarkeit und Teilnahmslosigkeit während des Unterrichts. Heilgymnastische Übungen oder roborierende Maßnahmen hatten zunächst keinen Erfolg. Der Umschwung ließ sich erst durch die Medikation von Redoxon erreichen: Steigerung des Appetits, des Körpergewichts, Besserung des Allgemeinzustandes. Die Kinder erhielten während drei Monaten täglich drei Tabletten Redoxon entsprechend 150 mg 1-Ascorbinsäure, später 1—2 Tabletten täglich. Sie konnten innerhalb kurzer Zeit die heilgymnastischen Übungen in vollem Umfang wieder aufnehmen.

Auch gesunde Sportsleute, die infolge Krankheit oder Übertraining in ihrer Leistungsfähigkeit zurückgegangen waren, erreichten durch Redoxon-Einnahme und Regelung der Trainingsaufgaben ihr früheres Niveau wieder. Dr. R.

DIE ÜBERLEGENE SPÄTZIN.

Auch die Vögel leben mit der Zeit. So folgten die Amseln vor Jahrzehnten dem Zug in die Stadt und wandelten sich aus scheuen Hinterwäldlerinnen zu kecken Stadtfräcken — nur daß bei ihnen die Männchen knallig gefärbte Schnäbel zur Schau stellen. In vielen Dingen waren und sind uns die Vögel sogar voraus: Ortssinn der Brieftauben, allwinterliche Aufenthalte im Süden usw. Ferner weil sich verschiedene Rassen friedlich vertragen und einander bei Gefahr warnen — ohne aber Bastarde zu erzeugen. Ob wir Menschen die Vögel hierin je erreichen?

Ich bin daher dem lieben Gott ein bißchen gram, weil er uns von Affen statt von Vögeln abstammen ließ. Darwin wäre weniger peinlich; . . . und die Gottlosen hätten kaum zu Schadenfreude Anlaß — nicht wie jetzt, wo in allen Urwäldern so Menschenkarikaturen an Schwänzen oder Hinterhänden von den Ästen herabhangen und Gesichter schneiden, wie man sie an jeder Bahnhofstraße auch antrifft.

Das jüngste Beispiel aber von vorbildlicher Neuzeitlichkeit liefert eine aufgeweckte Zürcher Spätzin. Verehrter Leser! Stellen Sie sich bitte gegenüber dem Hauptbahnhof (Limmatseite) auf, so wird ihnen bald ein artiges Schauspiel zuteil: Eine muntere, schlanke Spätzin kommt aus den Bäumen der Limmatinsel herbeigeflogen, steuert quer über den Platz und läßt sich zielbewußt auf der Stange vor der Kühlerwabe des obersten dort aufgestellten Autos nieder, äugt forschend das Wabengitter an, hüpft daran hinauf, pickt ein Insekt heraus — denn die Kühlerwaben sind immer voll zerschlagener Fliegen, Schnaken und anderer Insekten — hüpft, pickt weiter, bis alle ihr zusagenden Kerfe weggepflückt sind. Worauf sie am

nächsten Wagen das Menü fortsetzt, und so weiter bis rund ein halbes Dutzend „Plättlein" geleert sind. Dann schwirrt sie wieder in die Anlage zurück; denn auch eine junge Spätzin hält auf schlanke Linie. (Die dicken Spatzen rekrutieren sich, wie bei den Menschen, meistens aus jenen Jahrgängen, welche sich selbst als „in den besten Jahren" bezeichnen.) Nun aber überlegen Sie sich bitte nach allen Kanten, was für eine gescheite und fortschrittliche Spätzin das ist: Sie schimpft nicht über das Auto, weil es das hafergespickte Roßäpfel spendende Pferd verdrängt, sondern untersucht das neue Verkehrsmittel ebenfalls unbefangen von ihrem Spatzenstandpunkte aus, der da heißt: Gibst auch du mir Futter oder nicht? Ja noch intelligenter: Sie beaugapfelt nicht nur die Rückseite des Autos, wie dies ein gewisses anderes zweibeiniges Geschöpf in ihrem Falle getan hätte: „Weil nämlich auch nur die Hinterseite der Pferde futterspendend sei und schon der Großvater und die Urahne ihr sotanes Futter nur von der Rückseite der früheren Verkehrsmittel geliefert bekamen, und es daher nur logisch sei, auch bei den neuen Pferdekräften sich pietätvoll und traditionsgetreu an die Rückseite zu wenden" usw. Nein, diese Spätzin zwängt nicht alte Anschauungen in völlig andersartige neue Verhältnisse — wie z. B. die Parteien von gestern, die stur hinter dem Kraftwagen der Volkserneuerung hocken und vergeblich auf weitere nachkriegskonjunktürliche Roßäpfel warten; während vorn die Aufgeweckten bereits die Rosinen aus dem Kuchen der Volksgemeinschaft picken — sondern sie prüft, unbeschwert und unverstopft von Früherem, das Neue rein sachlich als Neues. Und darum mit Erfolg.

Der Vegetarier allerdings wird diesem Wandel der Zeit betrübt gegenüberstehen, denn die Rößlein lieferten pflanzliche Kost, während die Pferdekräfte mit tierischer aufwarten. Doch gerade in diesem Punkte zeigt sich das Haushaltungstalent unserer Spätzin von der besten Seite: Bis jetzt mußte sie sich ihre fleischliche Nahrung mit erklecklichem Kraftaufwand erjagen, heute holt sie diese billig und ohne töten zu müssen in der Kühlerwabe, dieser erstklassigen Insektenmetzg. Also obendrein noch eine ... nein, Humanisierung wäre beleidigend, denn die Spatzen kennen keine Bruderkriege wie die „corpora humana" ... sagen wir daher kühn „Passeranisierung" ihrer Lebensgewohnheiten. Aber es hat noch mehr Kultur, dieses geflügelte junge Spatzenfräulein: Zum Dank für solche stete Bratenlieferungen putzt es durch sein unermüdliches Wegpicken zugleich die Kühlerwaben — auch in dieser Hinsicht ist sein Verhalten vornehm und daher überlegenen Wesens. Edel sei der Spatz, hilfreich und gut!

Wer also seine Kühlerwabe kostenlos gereinigt haben will, kann einfach dort beim Hauptbahnhof parken. (Leider treiben korrupter Protektionismus und Kontingentsperre auch hier schon ihre giftigen

Sumpfblüten, indem viele Autler vor ihre Kühlerwaben Klappläden anbringen lassen und so den Spatzen diese wohlfeilen Insektenmärkte abriegeln — ebenfalls zum Schaden der Allgemeinheit.)

Nunmehr stellt sich noch die Frage: Warum dies alles gerade dort beim Hauptbahnhof? Die Antwort zeigt die Weltgewandtheit des Spatzenfräuleins in vollstem Glanze; denn dort steht eine Tafel: Aufstellung von Fahrzeugen während längstens 30 Minuten gestattet. Also! Nach spätestens einer halben Stunde müssen die leergepickten Wagen wieder abfahren, damit für frischgefüllte Insektenmetzgen wieder Platz frei wird. Die Spätzin sitzt drum drüben in den behaglichen Bäumen, guckt von Zeit zu Zeit nach der Bahnhofuhr; und wenn jeweils eine halbe Stunde abgelaufen ist, kehrt sie zurück. Welche Lebenstüchtigkeit! Kein Wunder, daß die Spatzen krisenfrei leben. Sieben solche Spätzinnen als Bundesräte, und das Parlament in die Brombeeren geschickt, hei wie würde die Schweiz blühen und gedeihen!

Und wenn nun einmal noch die vorherigen Wagen dortstünden? Ja, mein Lieber, ich glaube diese Spätzin wäre aufgeweckt genug und mieche den nächsten Polizisten aufmerksam; denn er müßte ihr wohlweislich Gehör schenken, weil sie ihm sonst ihr weißlichgrünes Siegel des Schmollens auf die Nase fallen lassen könnte.

Th. E. Blatter, phil. I.

DER JUGENDLICHE GREIS.

Bei den jüngsten Promotionen im Festsaal der Wiener Universität gab's eine kleine Sensation: ein Zweiundsiebzigjähriger wurde zum Doktor der Medizin promoviert! Ein Zweiundsiebzigjähriger, der noch dazu vor nicht viel weniger als einem halben Jahrhundert bereits seinen ersten Doktor gemacht hat, den Doktor juris.

„Seinen Doktor machen" sagt man, um damit unbewußt gleichsam etwas Selbstverständliches zum Ausdruck zu bringen, etwas, das dem Alter, dem zukünftigen Beruf, den Lebensumständen des jungen Mannes durchaus entspricht.

Herr Dr. jur. Stransky aber fuhr eines Tages, so ungefähr in seinem siebenundsechzigsten Lebensjahr zur Universität, um sich

Eine hochfeine orientalische Zigarette:
„IZMIR"
fr. 0.70 per 20 St.

daselbst, zusammen mit ein paar hundert Achtzehn- und Neunzehnjährigen als Hörer der medizinischen Fakultät zu immatrikulieren. Ohne jede Aufregung, so wie wir ungefähr in der Unibar ein Glas Tee zu Gemüte führen. Und zwar bloß deshalb, weil sich Herr Dr. Stransky, wie er sagt, im Augenblick ein bißchen „unbeschäftigt" vorkam und gerade Zeit hatte, irgend etwas Neues anzufangen, ganz und gar „nebenberuflich" selbstverständlich, wie Dr. jur. und Dr. med. Stransky immer wieder betont.

Dr. jur. und Dr. med. Stransky ... Man wird ein bißchen verlegen, wie man ihn eigentlich titulieren soll. Denn außer seinen beiden Doktoren hat Dr. Stransky noch eine Menge anderer Dinge „gemacht": er war Großindustrieller, Generaldirektor eines riesigen Industriekonzerns, Verwaltungsrat und daneben — auch wohl „nebenberuflich" — Schüler Moritz Rosenthals, glänzend rezensierter Konzertpianist, Komponist, Vorstand des Orchestervereins der Gesellschaft der Musikfreunde ... aber Dr. Stransky winkt bescheiden ab. Ihm selbst kommt diese Arbeitsleistung, diese unfaßbare Vielseitigkeit ganz und gar nicht absonderlich vor. Er verwundert sich höchstens über die Verwunderung der andern. Nein, kein Geheimnis steckt dahinter, so erklärt er, kein verjüngender Zaubertrunk, nicht einmal der faustische Drang, alles zu wissen und zu beherrschen. „Freude an der Arbeit", das ist alles. Lebendige Teilnahme an den Dingen und vielleicht auch eine Art moralischen Imperativs, angeborene Neigungen und Begabungen über bloßen Dilettantismus hinauszusteigern und andern und vor allem sich selbst gewissermaßen zu bestätigen.

Als Dr. Stransky (so wird ein wenig anekdotisch erzählt) vor ein paar Jahren mit seinem Bruder, dem Psychiater Professor Stransky, über ein medizinisches Thema diskutierte, entzog ihm der Gelehrte in einem gewissen Punkt der Debatte das Wort: „Um mitzureden, müßtest du eben Medizin studiert haben!" Dr. jur. Stransky nahm seinen Bruder beim Wort. Er ließ sich am nächsten Tag als Mediziner einschreiben und darf nun — es liegen ja bloß fünf Jahre dazwischen — unter Berufung auf seinen zweiten, diesmal medizinischen Doktorhut als Fachmann seine Unterredung fortsetzen.

Denn „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie nur wollen!" sagte Leon Battista Alberti. Dieser Leon Battista Alberti war ein Mensch der Renaissancezeit, also der Menschheitsepoche angehörig, welche in der restlosen Entfaltung, in der kraftvollen Steigerung der menschlichen Individualität das Ziel des Lebens sah. Alberti selbst war Architekt, Komponist, Rechtsgelehrter, Mathematiker, Maler, Bildhauer, Dichter, Astrologe und Physiognomiker und nur so nebenbei („nebenberuflich" würde Dr. Stransky sagen) ein talen-

tierter Pferdedresseur und auch körperlich so geschickt, daß er im Dom ein Geldstück derart emporwerfen konnte, daß man's bis an den fernsten Gewölben anklingen hörte ... Man muß freilich bedenken, daß in jenen Zeiten das menschliche Wissen noch nicht so zerstückelt, so „spezialisiert" war wie heutzutage. „Das Mitleben an den Dingen", das sich ein Leon Battista Alberti, ein Leonardo da Vinci, ein Pandolfo Collenuccio zur Aufgabe machten (ein Collenuccio war z. B. Naturaliensammler, Kosmograph, Historiker, Übersetzer, Theaterregisseur, Geheimschreiber und Diplomat in einer Person), dieses „Mitleben an den Dingen" war damals um vieles leichter. Denn es gab noch gar nicht so viele Dinge. Und die Summe des Wissens eines einzigen modernen Medizinzweiges dürfte den Umfang sämtlicher Naturerkenntnisse des Mittelalters bei weitem übersteigen.

Dennoch entschloß sich Dr. Stransky in einem Alter, da andere nur mehr beschaulichen Erinnerungen leben, und wenn sie nur von Ferne ein Spital sehen, rasch auf die andere Seite hinüber trippeln, selbst das Seziermesser in die Hand zu nehmen. Er sucht eben eine „Beschäftigung". Den meisten wäre die bloße Rückschau auf ein so tätiges Leben reiche Beschäftigung: sie würden befriedigt lächelnd in den ausgezeichneten Kritiken blättern, die dem Konzertpianisten zuteil wurden, sie würden sich in die etwas eitle Selbstverklärung eines alten Künstlers und Mäzens flüchten, dem welke Kränze an den Wänden hängen, Bilder, Photographien, sie würden Briefe sammeln oder Memoiren eines Industriekapitäns schreiben. Nein, Dr. Stransky gefiel die völlig neue Rolle besser: Er ging ins Kolleg (nach fünfzig Jahren wieder ins Kolleg), er schritt im Krankensaal, inmitten seiner zwanzigjährigen Kollegen, in einem weißen Medizinermantel, von Bett zu Bett, und mancher neue Patient setzte sich beim Anblick dieses grauhaarigen, würdevollen Herrn mit der Brille und den selbstsichern Bewegungen erschrocken in den Kissen auf, in der Meinung, der berühmte Herr Professor trete persönlich an sein Bett, und der Herr Professor erneuere ihm persönlich den Verband (weil er halt doch ein „Fall" war, wahrscheinlich sogar ein sehr komplizierter Fall ...).

Manch heitere Episode dürfte der 70jährige Medizinstudent erlebt haben. Aber niemals fühlte er irgendeinen peinlichen Abstand von seinen Kollegen, die beinahe seine Enkel sein konnten. Im Gegenteil, der Umgang mit der Jugend verjüngte ihn selber.

Und sollte wieder einmal jemand — sagen wir ein Doktor der Chemie oder ein Masch.-ing. — die Kompetenz Dr. Stranskys in Fragen der Atomzertrümmerung oder der Berechnung einer Kaplanturbine in Zweifel ziehen, Dr. Stransky wäre glatt imstande, gleich am nächsten Tag Chemie oder Maschinenbau zu belegen. Besonders dann, wenn er sich wieder einmal ein bißchen „unbeschäftigt" vorkommen sollte.

D. R.

DELIKATESSEN.

Die Definition des Begriffes Delikatessen ist sehr schwierig. In der Lebensmittel-Literatur findet sich nirgends eine Begriffsbestimmung darüber, und doch versteht man darunter eine ganz bestimmte Kategorie von Lebens- und eventuell Genußmitteln. Bevor ich eine Aufzählung aller derjenigen Lebensmittel gebe, die ich als Delikatessen auffasse, will ich versuchen, eine eingehende Definition dieses Begriffes aufzustellen:

Es ist dabei von vornherein zu berücksichtigen, daß es nicht gelingen wird, diesen Begriff ganz scharf gegenüber den gewöhnlichen Lebensmitteln abzugrenzen, ebensowenig, wie es möglich ist, die Genußmittel von den Nahrungsmitteln klar abzugrenzen (Kakao gilt z. B. wegen seines Theobromin-Gehaltes als Genußmittel, gehört aber wegen seines großen Nährwertes ebensogut zu den Nahrungsmitteln).

Die deutsche Übersetzung des Wortes Delikatesse lautet: Leckerbissen, Feinkost. Dies entspricht dem Sprachgebrauch, denn unter einer Delikatesse stellt sich jedermann etwas besonders Feines vor, das entweder durch seinen guten oder sogar hervorragenden, eventuell würzigen oder pikanten Geschmack zum Leckerbissen wird. Man versieht daher häufig auch gewöhnliche Lebensmittel, welche normalerweise die Bezeichnung Delikatesse gar nicht verdienen, mit dem Präfix „Delikateß", z. B. Delikateß-Sauerkraut, Delikateß-Nudeln, Delikateß-Senf usw., und will dadurch andeuten, daß diese Lebensmittel gegenüber den landläufigen eine besonders feine Qualität repräsentieren. Immerhin gehören solchermaßen durch das Präfix „Delikateß" ausgezeichnete Lebensmittel m. E. noch nicht zu den Delikatessen im eigentlichen Sinne des Wortes.

Anderseits versteht man unter Delikatessen meist noch Dinge, die man nicht alle Tage oder überhaupt nicht regelmäßig zu sich nimmt. Als weiteres Charakteristikum kommt hinzu, daß die Delikatessen in der Regel nur in relativ bescheidenen Mengen (es gibt natürlich auch hier Ausnahmen) genossen werden, da man bei ihrem Genuß weniger Gewicht auf ihren Nährwert legt, als darauf, daß sie eben den „Gaumen kitzeln".

Meist zeichnen sich Delikatessen auch durch einen Preis aus, der über demjenigen liegt, den man für gewöhnliche Eßwaren für den täglichen Bedarf auszulegen gewohnt ist, und sehr häufig handelt es sich bei Delikatessen um Produkte, die nicht im Inland, sondern im Ausland hergestellt werden.

Ein sehr wichtiges Kennzeichen der Delikatessen liegt ferner darin, daß es sich dabei fast nie um Rohprodukte, sondern immer um Lebensmittel handelt, die eine gewisse (z. B. kuchenmäßige) Vorbereitung hinter sich haben, bevor sie genußfertig in den Handel kommen.

Gestützt auf diese Ausführungen stelle ich folgende Definition auf:

Unter Delikatessen versteht man auf bestimmte Art gewonnene oder zubereitete Lebensmittel, die gewöhnlich nicht regelmäßig und nur in relativ kleinen Mengen genossen werden, und zwar nicht ihres Nährwertes, sondern hauptsächlich ihres besonders feinen, würzigen oder pikanten Geschmackes wegen. Sie zeichnen sich meist durch gegenüber den gewöhnlichen Lebensmitteln erhöhte Preise aus und ferner dadurch, daß sie in der Regel nicht inländischer, sondern ausländischer Herkunft sind.

Durchgeht man nun die einzelnen Abschnitte der Lebensmittelverordnung und des Lebensmittelbuches, so kann man etwa die folgenden Lebensmittel als Delikatessen bezeichnen:

Milch: keine.

Käse: Roquefort, Gorgonzola, Camenbert, Edamer, Parmesan usw., somit alle Käsesorten, die in der Schweiz nicht hergestellt werden. Schweizer Käsesorten können nicht als Delikatessen angesehen werden, auch wenn sie, wie zum Beispiel Tilsiter, fremdländische Bezeichnungen tragen.

Butter: keine.
Margarine: keine.
Speisefette: keine.
Speiseöle: keine.

Fleisch und Fleischwaren: ausländische (wobei Voraussetzung ist, daß sie wirklich aus dem Ausland stammen!) Fleischwaren wie zum Beispiel Prager oder Karlsruher Schinken, Gänseleber, ausländische Würste wie zum Beispiel Thüringer Leberwurst, ungarischer Salami.

Von den Fischen würde ich auch ausländische, rohe getrocknete, gesalzene und geräucherte Fische nicht zu den Delikatessen rechnen (mit Ausnahme der teuren Sorten wie zum Beispiel Räucherlachs), da sie infolge ihres billigen Preises allmählich zum Volksnahrungsmittel werden. Dagegen würde ich zu den Delikatessen rechnen Sardinen, Sardellen, Rollmopse, Bismarck-Heringe, Thon, Anchovis, Salm, Kaviar, sämtliche ausländischen Krusten- und Schalen-Tiere wie Austern, Muscheln, Hummer, Langusten, Crevetten usw. sowie die besonders in Italien und Frankreich üblichen fertigen Hors-d'œuvres-Konserven.

Suppenpräparate usw.: Fleischextrakte, Oxo-Bouillon, Bovril und dergleichen, Worcestershire-Sauce, die verschiedenen Ketch up's und andere pikante Saucen, nicht aber Maggis oder Knorrs Suppenwürze und Bouillonwürfel, da die letzteren sich einer ganz allgemeinen Verbreitung und Anwendung erfreuen.

Körner- und Hülsenfrüchte, Mahlprodukte, Brot und anderes Gebäck, Preßhefe und Teigwaren: Hier wären gewisse ausländische Brotsorten als Delikatessen zu bezeichnen: Pumpernickel, norwegisches Knäckebrot, ausländisches Gebäck wie Panettone usw.

Backpulver: keine.

Eier und Eier-Konserven: keine.

Obst, Gemüse, Schwämme und Konserven: Zu den Delikatessen zu rechnen sind die aus dem Ausland eingeführten Trüffeln, Champignon-Konserven, ferner ausländische Senffrüchte, Mixed Pickles, Ingwer (Ginger)-Präparationen und dergleichen.

Honig: keine.

Zucker, künstliche Süßstoffe und Konditoreiwaren: ausländische Konditoreiwaren, zu denen zum Beispiel Nürnberger Lebkuchen, italienischer Torrone und evtl. Panettone, türkisches Konfekt usw. zu rechnen sind.

Konfitüren, Gelees, Fruchtsäfte und Sirupe: keine.

Trinkwasser, Eis und Mineralwasser: keine.

Künstliche kohlensaure Wasser und Limonaden: keine.

Künstliche alkohol- und kohlensäurefreie Getränke: keine.

Kaffee, Kaffee-Ersatzmittel, Tee, Kakao und Schokolade: keine.

Gewürze und Kochsalz: keine. Gewürze gehören m. E. zu den Genußmitteln, die nur wegen ihrer Wirkung, nicht aber ihres Nährwertes wegen genossen werden, während den Delikatessen immer ein bestimmter Nährwert zukommt. Pfeffer, Vanille, Koriander und dergleichen sind keine Delikatessen; sie werden auch nicht für sich allein, sondern nur als Zusatz zu andern Speisen genossen.

Wein, Süßwein, Schaumwein, Wermutwein und alkoholfreier Wein: keine.

Obstwein, Obstschaumwein usw.: keine.

Bier usw.: keine.

Spirituosen usw.: keine.

Essig usw.: keine.

Aus dieser Aufstellung dürfte unschwer zu entnehmen sein, was i c h unter „Delikatesse" verstehe und was nicht. Ich habe das „ich" extra hervorgehoben, um darzutun, daß es sich hier um meine persönliche Auffassung handelt. Es ist nicht zuletzt der Zweck dieses kleinen Aufsatzes, die Diskussion anzuregen und vielleicht eine bessere Form der oben gegebenen Definition zu finden.

Prof. Dr. **Ernst B. H. Waser.**

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

AN DIE CORSOBESUCHER.

Da uns von verschiedener Seite geklagt wurde, man könne das Corso oft nicht besuchen, weil man schon am Nachmittag an der Vorverkaufskasse die Taxkarten holen müsse, haben wir diesbezüglich bei der Direktion des Corso eine Anregung gemacht. Ab heute können nun die Taxkarten bis 19 Uhr im Büro, III. Stock, des Corso geholt werden.

Für die Vergünstigungskommission: A. Kugler, stud. phil.

STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Sommersemester 1937.

Präsident der Studentenschaft:

Bannwart, Alexander, iur., Universitätsstraße 23, Zürich 6. Tel. 24.559.
Sprechstunden: **Mittwoch** und **Freitag** von 9—10 Uhr, Künstlergasse 15, Zürich 1, Zimmer 21.

Kleiner Studentenrat:

Präsident: **Bannwart,** Alexander, iur.
Vizepräsident: **Fischer,** Karl, phil. I.
Quästor: **Calboli,** Walter, phil. II.
Aktuar: **Spieß,** Arnold, iur.
Beisitzer: **Sommer,** Erwin, med.

Präsident des Großen Studentenrates:

Kubli, Friedrich, oec., Universitätsstraße 20, Zürich 6. Tel. 22.064.

STUDENTENSCHAFT DER RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT.

Kommilitonin, Kommilitone!

Ob Du im ersten oder schon im sechsten Semester bist,
Ob Du große oder kleine Fragen hast, die Dich beschäftigen,
Ob Du Antwort heischest auf die Frage: wie gestalte ich meinen Stundenplan am besten, am rationellsten? oder was für studentische Organisationen gibt es und wozu sind sie da?,
Ob Du irgend eine Frage hast, die Deine Studien oder das studentische Leben betrifft, und Du Dich scheust, diese Frage irgend einem der Herren Dozenten vorzulegen,

Gehe zur studentischen Beratungsstelle!

Ein erfahrener Kommilitone gibt Dir dort bereitwillig jede gewünschte Auskunft. Ihr plaudert ein paar Minuten miteinander, und was Du vorher wissen wolltest, das weißt Du nachher. Du gehst einfach im Stockargut, dort wo der Lesesaal der Unversität sich befindet, schräg vis-à-vis ins Zimmer 26. Jeden Montag (und in der ersten Hälfte des Semesters auch Freitag) von 14,15 bis 15 Uhr erwartet Dich dort Dein auskunftgebender Kommilitone.

Mit freundlichen studentischen Grüßen!

Der Präsident der juristischen Fakultät: sig. F. J. Güntert, iur.

UNIVERSITÄT.

Promotionen.

Die Doktorwürde wurde im Monat April, gestützt auf die abgelegte Prüfung und die nachfolgend bezeichnete Dissertation verliehen:

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

a) Doktor beider Rechte.

Zendralli, Ugo, von Roveredo, Graub.: „La Giustizia amministrativa nel Cantone dei Grigioni".

Frank, Heinz, von St. Gallen: „Die fortgesetzte Gütergemeinschaft nach schweizerischem Recht".

Hirtz, Arnold, von Unterengstringen: „Das Vermächtnis im schweizerischen Zivilgesetzbuch".

Benz, Albert, von Zürich: „Der Vollstreckungsbefehl in der zürch. Praxis".

Reimann August, von Winterthur: „Der Kreditvertrag der schweizerischen Kreditkassen mit Wartezeit unter Berücksichtigung des deutschen, österreichischen und englischen Rechts".

Noher, Erich, von Zürich: „Die internationalen Verträge über die Aus- und Einwanderung".

b) Doktor der Volkswirtschaft.

Grude-Oettli, Natalie, von Oranienburg, Deutschland: „John Stuart Mill zwischen Liberalismus und Sozialismus".
(in Nr. 1, April 1937 irrtümlich als Dr. iur. utr. publiziert worden.)

Nabholz, Peter, von Zürich: „Die schweizerische Versichertenhilfe 1924. Darstellung der Hilfsmaßnahmen der Schweiz. Eidgenossenschaft zugunsten der bei deutschen Lebensversicherungsgesellschaften versicherten Schweizer".

Potthoff, Heinrich, von Bielefeld: „Friedrich List unter dem Einfluß klassischer und historischer Prinzipien".

Frey, Paul, von Diepoldsau, St. Gallen: „Die Bekämpfung des regelwidrigen Abganges in der Lebensversicherung".

Von der medizinischen Fakultät:

Schönwetter, Hirsch Zwi, von Tarnow (Polen): „Lupus erythematodes an der dermatologischen Klinik Zürich 1917—1934."

Weigert, Wolfgang, von Leipzig: „12 Fälle von idiopathischen partiellen Oedemen und verwandten Zuständen im Kindesalter."

Boller, Max, von Zürich: „Die Hautschädigungen durch Kalk und Zement."

Buda, G. Edward, von Bridgeport, Conn. (U.S.A.): „Über das Vorhandensein bezw. Fehlen von sog. Entartungszeichen bei 72 Verwahrungsgefangenen."

Von der philosophischen Fakultät I:

Jakobson, Wanda, von Lodz (Polen): „Die naturwissenschaftliche und die geisteswissenschaftliche Psychologie."

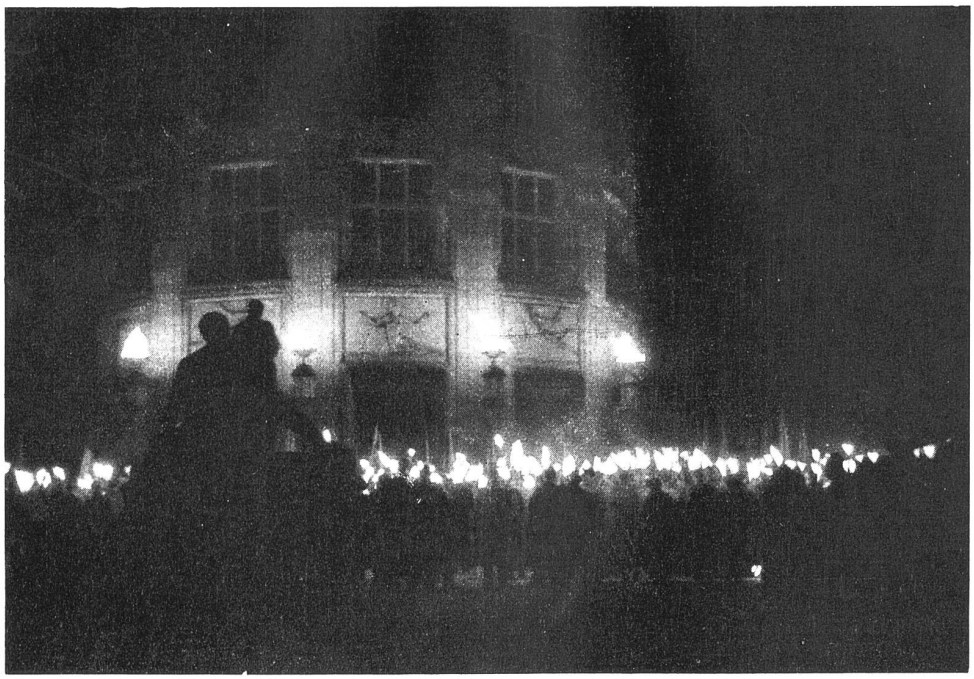
Müller, Hans, von Gränichen (Aargau): „Der Aargau und der Sonderbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Regeneration."

Zürich, 18. Mai 1937. Der Sekretär: **F. Peter.**

VERBAND DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE ZÜRICH.

Wir gestatten uns, Ihnen die Zusammensetzung des Vorstandes für das Sommersemester 1937 mitzuteilen.

Präsident: **Rutishauser,** Max, Abt. IV, Englisch Viertelstraße 32.
Quästor: **Schaerer,** Charles, Abt. II, Universitätstraße 19.



Dies academicus 1937: Schlußfeier vor der Alma mater. Phot. Edmund Labhart, Zürich.

Das Maieinsingen, ein schöner Zürcher Studentenbrauch. Photopreß-Illustrationsverlag Zürich

Aktuar: **Melliger,** Alfred, Abt. III, Kinkelstraße 24.
1. Beisitzer: **Forrer,** Werner, Abt. I, Hofwiesenstraße 83.
2. Beisitzer: **Kurt Schenk,** Abt. I, Hochstraße 58.

Zimmervermittlungsstelle: Hausmeister **G. Custer.**

Bürozeit des Vorstandes (Zimmer 45a): Montag bis Freitag, jeweils 13—14 Uhr.

Bürozeit des Sekretariates (Zimmer 46a): Montag bis Freitag, jeweils 13—17 Uhr.

Öffnungszeit des Bücherantiquariates: Montag bis Freitag, jeweils 13—16 Uhr.

(Der An- und Verkauf der Bücher erfolgt nach den in den verschiedenen Gebäuden angeschlagenen Listen.)

EIDG. TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Im Zeitpunkt vom 1. Februar bis 1. Mai 1937 haben an der Eidg. Techn. Hochschule den Doktortitel erworben:

Abteilung		Dr. sc.
IIIA	Gygi, Hans, dipl. Maschineningenieur, aus Aarau	techn.
IIIB	Sigrist, Willi, dipl. Elektroingenieur, aus Meggen (Luz.)	techn.
IV	Müller, Paul B., dipl. Ingenieur-Chemiker, aus Rorschach und Romanshorn	techn.
IV	Neracher, Otto, dipl. Ingenieur-Chemiker, aus Zürich	techn.
IV	Pòlya, Johann, dipl. Ingenieur-Chemiker, aus Budapest	techn.
IV	Zürcher, Werner, dipl. Ingenieur-Chemiker, aus Zug	techn.
V	Doetsch, Richard, dipl. Apotheker, aus Basel	nat.
V	Keßler, Johann, dipl. Apotheker, aus Krillberg (Thurg.)	nat.
IX	Neuhaus, Johannes, dipl. Mathematiker, aus Zürich	math.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK.

Februar/März 1937.

Stud.	A 2839	Bäumer, Gertrud: Adelheid.
„	A 2833	Bücken, E.: Die Musik der Nationen.
„	A 2840	Capek, K.: Masaryk erzählt sein Leben.
„	A 2836	Castell, A.: Die Bundesbriefe zu Schwyz.
„	C 213	Dinesen, I., Seven gothic tales.
„	A 2842	Festgabe Fritz Fleiner.
„	B 684	Giono, Jean: Les vraies richesses.
„	B 690	Giono, Jean: Naissance de l'Odyssée.
„	A 2845	Glasenapp, H. v.: Der Buddhismus.
„	A 2837	Hanhart, Dorette: Der Ritt.
„	B 688	Henriot, Em.: Tout va finir.
„	A 2843	Hiltbrunner, H.: Ein Buch vom Thunersee.
„	A 2847	Jünger, F. G.: Gedichte.
„	A 7291	Jung, C. G.: Psychologische Typen.
„	A 2834	Klussmann, W.: Das Aerztebüchlein.
„	A 2846	Kunst, italienische.
„	B 686	Loti, Pierre: Mon frère Yves.
„	B 691	Materlinck, M.: L'oiseau bleu.
„	A 9159	Maeterlinck, M.: Pelléas et Mélisande.
„	B 692	Mauriac, F.: Dieu et Mammon.
„	B 689	Montherlant, H. de: Les jeunes filles.
„	C 212	Nesbitt, L. M.: Abyssinia unveiled.
„	B 685	Peyré, Jos.: Xénia.
„	B 693	Ramuz, C.-F.: Questions.

Stud. A 2841 Roedl, Urban: Adalbert Stifter.
„ A 2838 Schünemann, G.: Erinnerungen an Schubert.
„ A 2844 Scott, Eva: Die Stuarts.
„ A 2835 Smedley, Agnes: China blutet.
„ A 2832 Snell, H.: Griechische Liebessagen.
„ B 687 Thérive, A.: Fils du jour.
„ C 211 West, R.: The harsh voice.

Zürich, den 14. April 1937.

Für die Bibliothekkommission:
Der Präsident: **Butz,** pharm.

BUCHBESPRECHUNG.

DIE KULTUR DER ANTIKE.

Von Ernst Howald.

Die Antike hat allgemein für den modernen Menschen einen großen Teil ihrer früheren Anziehungskraft eingebüßt. Während noch vor 150 Jahren ein Goethe den Homer in der Ursprache als ständigen Reisebegleiter mit sich führte, fällt dies heute kaum dem eingefleischtesten Philologen mehr ein. Damals vermochten neue philologische Ergebnisse und Hypothesen wie Wolfs Prolegomena zu Homer die Gemüter aller Gebildeten in leidenschaftlicher Parteinahme zu erhitzen; heute bleiben selbst umwälzende Erkenntnisse in diesem Gebiete auf den Kreis der Fachleute beschränkt. Zum großen Teil tragen an dieser Entwicklung die Philologen selbst die Schuld, die es sich angelegen sein ließen, ihre Wissenschaft zu einer esoterischen zu erheben, ohne daß dies, wie bei den Naturwissenschaften, in deren Natur gelegen hätte. Anderseits hat sich das Interesse des Europäers seit der Romantik mehr und mehr von der scheinbar ausgeschöpften und ausgeleierten Antike weggewandt. Indien, China und andere Kulturkreise machen jetzt im europäischen Geistesleben ihren Einfluß geltend; der fremde Zauber nimmt die Ermüdeten und Blasierten gefangen, der stille, einfältige Adel der griechischen Kultur vermag nicht mehr zu locken.

„Europa ist hellenogen, ist hellenogen, insofern es Europa ist. In den Zeiten, wo Europa sich den Griechen entfremdete (wie in der ersten Hälfte des Mittelalters), verlor es seine Eigentümlichkeit, war es nur mehr ein geographischer Begriff und nicht eine signification fonctionnelle (Paul Valéry). Die europäische Rhythmusform ist der Humanismus; Europa ist am europäischsten, wenn es sich seiner Hellenogenität so bewußt ist, daß es hellenozentrisch wird." So schreibt Ernst Howald in der Einleitung zu seiner Kulturgeschichte der Antike. Nur indem wir zu den Quellen unseres Denkens zurückkehren, nur indem wir das alte Griechenland verstehen und lieben lernen, können wir zu uns selbst den Zugang finden. Das Studium der Antike ist nicht eine verstaubte Angelegenheit, sondern von höchster Aktualität für Europa, das nach einer neuen Form sucht. Es war die Aufgabe eines Kulturhistorikers, in diesem Sinne eine Kulturgeschichte zu schreiben, nicht eine Häufung historischer Tatsachen zu bringen, die wir nach einer Stunde wieder vergessen haben, sondern in großen Zügen die Konturen des kulturellen Geschehens aufzuzeichnen, die Struktur der europäischen Kulturgeschichte zu finden. Diese Aufgabe hat Ernst Howald in großartiger Weise gelöst.

„Die Substanz, die kulturelle Materie Europas, ist ohne Zweifel in allererster Linie vom Christentum bestimmt, die Weltverhaltungsweise, die ethische Tendenz des Europäers im weitesten Sinne, seine menschliche Zielsetzung, seine seelische Gesundheit und ebenso seine seelischen

Krankheiten.... Während aber der christliche Osten in seinem trägen und unmerkbaren Kulturprozeß selbst durch den Islam kaum tiefer verändert wird, der wie eine Vereinfachung des Christentums angesehen werden kann, gibt der Humanismus seinem Wertungsgebiet, dem westlichen Europa, einen ganz differenten Kulturrhythmus, eine andere Kulturdynamik. Es sind Stöße, durchgreifende Revolutionen, die die europäische Entwicklung charakterisieren, hervorgerufen durch die humanistischen Zündungen. Dabei ist es bedeutungslos, ob der Humanismus mit dem ganzen Gepäck des antiken Bildungsgutes auftrete, wie es in der speziell Humanismus genannten Epoche der Fall war, oder nur die griechische Weltverhaltungsweise wieder aufnehme, ohne sich ihrer Herkunft bewußt zu sein. So kann man sagen, daß die (im allgemeinen geübte) statische Kulturauffassung in erster Linie auf das Christentum als europäisches Kulturferment stoßen wird, während eine dynamische, wie wir sie hier vertreten, in erster Linie den Humanismus als kulturbestimmend empfinden wird."

Howald schaut die Geschichte dynamisch d. h. als ein Spiel von Kräften, „die sich in den Kulturwerken und -schöpfungen manifestieren." So bleibt er nicht in einer parataktischen Beschreibung der einzelnen Kulturschöpfer stecken, die höchstens gewisse Einflüsse vom ältern auf den jüngern als Bindeglied annehmen kann. Alle diese Dichter und Bildhauer sind für ihn nur die Exponenten der langsamen und durchaus gesetzmässigen Metamorphose eines Volkes. So lassen sich die scheinbar hetorogensten Erscheinungen, wie z. B. Sokrates und Thukydides, aus einem Grunde verstehen, der athenischen Demokratie; beide tragen von ihr ein Idealbild im Kopfe, dieser nach dem Zusammenbruch des athenischen Staates, dessen sublimierte Idee, die sich am reinsten in der Leichenrede des Perikles äußert, Sokrates noch während der Herrschaft der Demokratie als praktische Aufgabe, die ihn zwingt, den Bürger durch seine schonungslosen Entlarvungen zur Wahrheit zu führen. Alle Erscheinungen der antiken Welt werden so psychologisch aus dem Charakter des Volkes gedeutet, unter dem sie auftreten. Dabei berührt einen wohltuend die Ehrlichkeit des Autors. Nirgends läßt sich eine Konzession an historische, anerkannte Wertung feststellen; überall spürt man das persönliche Erlebnis heraus. Ehrlichkeit ist stets ein Verzicht, ein Verzicht auf alle die schönen Trugbilder, mit denen vergangene Generationen die antike Welt überdeckt und ihrem eigenen ästhetischen Bedürfnisse angeglichen haben. So wird die griechische Tragödie aller Geheimnisse entkleidet, die ihr unsere Ästhetiker umgehängt haben. „Das tragische Spiel war in sich wirksam, weil es mit den schlichten Regungen arbeitet, die in jedem Menschen vorhanden sind. Es sind die Regungen des Mitgefühls, des Gerechtigkeitssinnes, der Sympathie für den Schwachen und den Verfolgten." Manchem mag eine solche Deutung allzu rationalistisch und primitiv vorkommen, und ich kann ihm das nicht verargen. Doch scheinen mir die größten und dauerndsten Werke der Kunst auch die einfachsten zu sein, und es ist ein Zeichen mangelnder Naivität, wenn wir gewagte metaphysische Konstruktionen hineininterpretieren. Howalds Interpretation kommt sicher der Wahrheit am nächsten.

Howald führt uns von den Anfängen griechischer Kultur, aus dem kretischen Kulturkreise bis zum Zerfall des römischen Kaisertums. Natürlich läßt sich auf zirka 160 Seiten kein erschöpfendes Bild dieser ungeheuren Zeitspanne geben. Das kommt jedoch der großen Linie zugute, die immer gewahrt bleibt. Spannend wie ein historischer Roman wird uns die Entwicklung des Humanismus gezeichnet, von seiner wahren Verkörperung im perikleischen Staat, durch mannigfaltige Verwandlungen zu seiner zweiten, römischen Blüte im augusteischen Kaisertum, die aber schnell in Zerfall gerät, und schließlich dem siegenden Christentum weichen muß.

„Die Kultur der Antike" von Ernst Howald ist erschienen als Band des Handbuches der Kulturgeschichte, herausgegeben von H. Kindermann, in der Akademischen Verlagsanstalt Athenaion G. m. b. H., Potsdam-Berlin. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß dieses Buch, das wegen seiner Wichtigkeit eine große Verbreitung verdienen würde, durch eine buchhändlerische Spekulation dem Verkaufe entzogen und nur für die Subskribenten der ganzen Sammlung erhältlich ist. Doch es ist ja nicht der Zweck dieser Zeilen, ihm einen finanziellen Erfolg zu verschaffen, sondern meine Kommilitonen, denen das Buch in Bibliotheken zur Verfügung steht, auf es aufmerksam zu machen. P. S.

Die nächste Nummer erscheint am 16. Juni Redaktionsschluß 5. Juni.

Zuschriften sind an den Redaktor des Zürcher Student: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Am Erweiterungsbau des Chemiegebäudes der Eidg. Technischen Hochschule beteiligte Firmen

Asphaltbeläge, säurefeste:
Walo Bertschinger, Zürich 1, Stampfenbachstraße 12
A. Schmids Erben, Zürich 3, Weststraße 125
Stuag Zürich, säurebeständiger Spezialasphaltbelag

Abbrucharbeiten:
Suter-Leemann Sohn, AG., Zürich 4, Badenerstraße 338

Aufzüge:
A. K. Gebauer, Zürich 3, Birmensdorferstraße 273

Beschläge-Lieferung:
Ernst Hager & Co., Zürich-Oerlikon, beim Bahnhof
Gustav Tobler, Zürich 8, Forchstraße 325

Elektrische Installationen:
Rob. Fahrer, Zürich 7, Klosbachstraße 87
Gubler & Cie. AG., Zürich 2, Bleicherweg 45
C. Walser AG., Zürich 1, Bahnhofquai 11

Flachbedachungen:
Meynadier & Cie. AG., Zürich 1, Uraniastraße 35

Glaserarbeiten:
G. Abel Söhne, Zürich 3, Badenerstraße 437
J. Fahrner, Fensterfabrik, Uster
E. Göhner AG., Zürich 7, Hegibachstraße 47
C. Kauters Erben, St. Gallen, Espenmoosstraße 6